

Der Mann seiner Frau (1897) erzählt die Emanzipationsgeschichte eines Mannes. Aus einem reichen, ignorant-elitären Müßiggänger wird ein arbeitender Bürger, der mitredet, mitdenkt und an der Gesellschaft mitwirkt. Damit leistet die Novelle des Kasseler Schriftstellers und Journalisten Hans Eisenträger (1861–1933) eine interessante Positionsbestimmung »in gärender Zeit«: So lautet der Titel des Buches, das der Protagonist Ernst Steineck verfasst hat und das er seiner Frau am Ende stolz auf den Geburtstagstisch legt. Bei der Beobachtung moderner Urbanität am Ende des 19. Jahrhunderts macht dem jungen Journalisten die immer mächtiger werdende Arbeiterbewegung den größten Eindruck. Eisenträger warnt mit seiner Novelle vor der unberechenbaren und gesellschaftsfährdenden Macht der proletarischen Bewegung. Doch trotz spürbarer unterschwelliger Angst schlägt wertkonservatives Denken an keiner Stelle in reaktionäres Denken um. Argumentiert wird von einer konservativen Mitte aus, die beweglich, aufmerksam und durchaus selbstkritisch ist – und die den apokalyptischen Reiter der Moderne von der falschen Seite aus kommend, nämlich von links, vermutet.

Hans Eisenträger tut einen »Blick in den gähnenden Abgrund«, ohne über dem bedrohlichen Kollektiv den einzelnen Menschen, ob arm oder reich, rechts oder links, aus dem Auge zu verlieren. Im Text findet sich eine Formulierung, die als Eisenträgers eigene Poetik gelten kann: »unter den Schlacken die verborgenen Goldkörner aufzuspüren«.



9783865256416

ISBN 978-3-86525-641-6

EW
26

Der Mann seiner Frau

Hans Eisenträger



Hans Eisenträger

Der Mann seiner Frau



Mit einem Nachwort
herausgegeben von
Nikola Roßbach

Edition Wehrhahn 26
Wehrhahn Verlag

Edition Wehrhahn

26





Hans Eisenträger

Der Mann seiner Frau

Mit einem Nachwort
herausgegeben von
Nikola Roßbach

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2018
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Satz: Wehrhahn Verlag
Umschlagabbildung und Frontispiz:
Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978-3-86525-641-6

»Ernst!« Die klangvolle Stimme der jungen Frau tönte aus dem Nebenzimmer. Nun erschien sie selbst in der durch eine Gardine verdeckten Thüröffnung, beladen mit zwei kostbaren Roben, welche sie triumphierend ihrem Gatten entgegenhielt.

»Klara?« hatte er in fragendem Tone geantwortet, indem er einen Blick über die große Zeitung warf, hinter der er fast ganz verschwand.

»Sieh nur wie reizend! Das Allerneueste in Balltoiletten! Ganz allerliebste, ganz entzückend! Nur die Wahl fällt mir schwer. Du mußt mir raten!«

Der Herr Assessor legte die Kölnische bei Seite, rückte seinen Kneifer zurecht und widmete sich mit sichtlichem Ernst der Betrachtung der nunmehr vor ihm ausgebreiteten Roben.

Die eine war aus *crêpe de Chine* und Faille, die Taille rosenrot und mit weißen Wachspferlen besetzt, dazu ein Rock von hellem Atlas, in seinem Schnitt an die Schäferinnenkostüme der Rokokozeit erinnernd; die andere aus weiß und silbergrau gestreiftem Brokat mit einer langen Watteauschleppe, der Halsausschnitt mit Angorafell verziert.

Die Sonne eines freundlichen Wintermorgens fiel durch die farbigen Scheiben des Erkerzimmers und ließ die kostbaren Stoffe in vielfarbigen Reflexen glitzern.

»Nun, was meinst Du zu diesem Kostüm? Werde ich nicht aussehen, wie lebendig gewordenes Meißner Porzellan?«

»Gewiß, gewiß,« entgegnete Ernst und rückte wieder an seinem Kneifer. »Wirklich nett! Sehr nett!«

»Oder nehme ich lieber dieses?« fuhr die junge Frau fort, ohne in ihrem Enthusiasmus die Antwort ihres Gatten sonderlich zu beachten.

»Die Schleppe wird äußerst majestätisch aussehen, meinst Du nicht?«

»Zweifellos imponierend!« stimmte er bei.

»Aber willst Du nicht lieber das Rokoko nehmen? Es muß Dir zauberhaft stehen.«

»Wenn Du meinst?«

»Gewiß, liebes Herz, meine ich es.«

»Gut, dann nehme ich es. Auf Deine Verantwortung!« Und lächelnd drohte sie mit dem Finger.

Das Mädchen meldete, daß das Frühstück serviert sei. Die beiden Gatten begaben sich in das Eßzimmer, das nicht minder stilvoll und kostbar als das Wohnzimmer eingerichtet war. Renaissancemöbel aus dunklem Eichenholz, mit reicher Schnitzerei verziert, verliehen dem Raum ein behagliches Aussehen, das durch einen weichen Smyrnateppich, der fast den ganzen Fußboden bedeckte, noch gehoben wurde. An den Wänden hingen Oelbilder, in dunkle Bronzerahmen gefaßt, Fruchtstücke und Stillleben in der Manier der alten niederländischen Meister.

Die junge Frau bereitete den Thee selbst, bot ihrem Manne den Schinken und die Eier an und legte ihm geröstete Brotschnitte auf den Teller, dazwischen selbst essend, lachend und plaudernd.

»Weißt Du schon, daß Erna von Senden sich mit Kurt von Dennewitz verlobt hat?«

»Ich hörte im Klub davon,« antwortete er, sich ein Brötchen streichend.

»Dennewitz wird Attaché bei der Pariser Botschaft,« fuhr sie fort, »er reist schon in nächster Woche ab.«

»Wirklich? Das wird seiner Braut nicht angenehm sein.«

»O, doch! Sie ist sehr stolz darauf und sieht in ihm schon den künftigen Minister.«

»Na«, meinte er lächelnd, »damit hat's gute Wege! Mir scheint, er ist nicht aus dem Holze, aus dem man große Männer schnitzt.«

Sie sann einen Augenblick nach, das Köpfchen in die feine Hand gestützt.

»Möchtest Du nicht auch Attaché, Botschafter oder dergleichen sein?« fragte sie auf einmal ganz unvermittelt.

»Wie kommst Du darauf, Klara? Ich habe ja gar nicht *cameralia* studiert. Und wenn auch, ich hätte nie an eine derartige Stellung gedacht.«

»Was ist das, *cameralia*?«

»Staatswissenschaft,« belehrte er sie.

»So, so. Ach, ich dachte nur eben so!«

»Was dachtest Du?« Er sah sie erwartungsvoll an.

»Ich dachte nur, Du müßtest Dich in einer solchen Stellung sehr zufrieden fühlen.«

»Aber liebes Kind, ich bin wirklich ganz zufrieden.«

»Ja, aber ich fürchte, Du wirst es nicht bleiben. Dein kleines Frauchen wird Dir mit ihrem beschränkten Interessenkreis eines Tages langweilig werden. Noch kürzlich sagte Frau Major Bornstedt, daß ihr Mann, seitdem er den Abschied genommen, ganz umgewandelt sei. Es fehle ihm etwas, das sie ihm nicht ersetzen könne, und er sei immer mißgestimmt.«

»Aber Kind, mir fehlt wirklich nichts, und ich bin doch auch nicht mißgestimmt,« behauptete er zuversichtlich. Dabei flog aber doch etwas wie ein Schatten über sein Gesicht.

»Du willst mich doch nicht los sein?« Er sagte es halb ernst, halb scherzend.

»Ernst!« Der Ton ihrer Stimme klang wie ein leiser Vorwurf.

»Klara!« Er drückte ihre Hand über den Tisch herüber.

Die Glocke auf dem Korridor schrillte scharf. Das Mädchen überreichte eine Karte.

»Frau von Karlsberg? Wir lassen bitten.«

Da stand sie schon im Zimmer, mit von der frischen Winterluft geröteten Wangen.

Die intime Freundin der Hausfrau wurde nicht in den Salon geführt. Zwanglos nahm sie am Frühstückstisch Platz.

»Aber ich bitte dringend, sich nicht stören zu lassen,« sagte sie, zu dem Hausherrn gewandt.

»Wie Sie sehen, komme ich Ihrem Wunsche nach, ehe er ausgesprochen,« entgegnete er, sich ein Kaviarbrötchen präparierend.

»Doch wollen Sie uns nicht Gesellschaft leisten?«

»Danke, danke, ich schmachte nach geistigen Genüssen. In der Kunstausstellung von Schulte ist ein neuer Böcklin angekommen, der nur einige Tage bleibt. Ich wollte Ihre Frau bitten, mitzugehen.«

»Von Herzen gern!« sagte Klara.

»Doch wollen Sie uns nicht das Vergnügen Ihrer Begleitung machen?« wandte sich Frau von Karlsberg an den Hausherrn.

»Ich bedauere, mir es versagen zu müssen, ich habe leider keine Zeit.« Er wollte die Kölnische, in deren Lektüre er unterbrochen, mit Muße zu Ende lesen.

Ein feines Lächeln umspielte die Lippen der Fragenden. »Keine Zeit, Herr Assessor? Ei, ei, was nimmt Sie denn in Anspruch?«

Er biß sich auf die Lippen, während Frau Klara leicht errötete.

»Mein Mann studiert,« antwortete sie für ihn und erstaunte dabei selber über die Geläufigkeit, mit der ihr diese Unwahrheit über die Lippen kam.

Der Assessor empfahl sich den Damen und zog sich in sein Zimmer zurück. Zehn Minuten später sah er vom Fenster aus seine Frau mit ihrer Freundin das Haus verlassen. Er blickte ihnen nach, bis sie um die nächste Straßenecke verschwanden. Dann steckte er sich eine Zigarre an. Er lehnte sich in den plüschfarbenen Sessel zurück und paffte große Rauchwolken in die Luft.

Herr Steineck galt im Kreise seiner Freunde für einen glücklichen Menschen, und es gab Stunden, in denen der Herr Assessor a. D. diese Behauptung mit selbstzufriedenem Lächeln bestätigte. Er hatte, selber fast mittellos, eine junge, schöne und reiche Frau geheiratet, deren großes Vermögen es ihm erlaubte, seinen ihm von dem Vater aufgedrungenen Beruf, das Studium der Rechte, an den Nagel zu hängen und sich im jugendlichen Alter von siebenundzwanzig Jahren dem weniger aufreibenden eines Rentners zu widmen. Herr Steineck war nunmehr 30 Jahre alt, und in den drei verflossenen Jahren seiner Ehe hatte er die Unabhängigkeit, welche der Reichtum verleiht, in vollen Zügen gekostet. Er hatte seinen Neigungen gelebt; das heißt, er hatte eigentlich nichts gethan. Die Flitterwochen, welche sich bei dem jungen Ehepaar auf ein halbes Jahr ausdehnten, hatte man im Süden verbracht, dann die luxuriös eingerichtete Villa im Tiergartenviertel bezogen, die notwendigen zahlreichen Besuche abgestattet und den ersten Winter mit dem Besuch der Bälle, der Gesellschaften wie der Oper reichlich zu thun gehabt. Der folgende Sommer wurde an der Ostsee und in Tirol verlebt, im zweiten Winter hatte sich der Kreis der gesellschaftlichen Verpflichtungen schon wieder bedeutend erweitert, und so waren zwei Jahre vergangen, ohne daß der glückliche junge Ehemann eigentlich viel Zeit gehabt hätte, an etwas anderes zu denken, als an das inhaltslose Einerlei sich stets gleichbleibender Vergnügungen

und – an seine junge Frau, welche sich dabei in ihrem Elemente fühlte, da sie es von Jugend auf nicht anders gekannt hatte. Ernst Steineck hatte seine Frau nicht blos ihres Geldes wegen geheiratet, wie manche behaupteten, welche die reiche Erbin ebenfalls eifrig umworben hatten, nein, er hatte sie geliebt und war sich in der Ehe darin gleich geblieben. Freilich, es war keine heiße Liebe gewesen, welche sein Herz im Sturm entzündet hatte. Er liebte die Aufregung nicht und solch eine Liebe soll ja, wie er in Romanen gelesen hatte, eine fortgesetzte Kette von Gemütsbewegungen sein. Die Schönheit Klaras, ihre gesellschaftliche Routine, wie nicht minder ein Zug liebenswürdiger Anmut, der ihr alle Herzen gewann, hatten ihn gefesselt. Erst in zweiter Linie dachte er daran, daß er auch eine reiche Frau an ihr haben würde. Der Gedanke daran war ihm nicht unangenehm; im Gegenteil, er malte es sich mit Vorliebe aus, wie er die verhaßten Akten verabschieden und dem Genuß des ungewohnten Besitzes leben würde, aber er war sich dabei immer bewußt, daß er nie eine Frau nur ihres Geldes wegen geheiratet haben würde. Er blieb ein rücksichtsvoller, zuvorkommender Ehemann, wie er ein ebenso aufmerksamer als liebenswürdiger Bräutigam gewesen war. Er erfüllte ihre Wünsche, ehe sie ausgesprochen waren und kam im Winter von keinem Ausgang zurück, ohne ihr ein süß duftendes Veilchensträußchen mitzubringen. Frau Klara schien auch vollkommen glücklich. Sie war erfreut über seine Aufmerksamkeiten, wie über seine stete Bereitwilligkeit, sie auf alle Bälle, in alle Gesellschaften zu begleiten, selbst wenn es deren einmal etwas viel wurden. Er war immer guter Laune. Kein Freund des Tanzes, flüchtete er sich möglichst bald in das Spielzimmer, zündete sich eine Zigarre an und klopfte womöglich, in die Gepflogenheiten seiner Studentenjahre zurückfallend, einen Skat mit einigen älteren Herren, die ebenfalls das Tanzen als eine ihnen nicht zuträgliche

che Kraftanstrengung nach Möglichkeit vermieden. Er sah es gern, daß Klara umschwärmt wurde; es erfüllte ihn mit Befriedigung, daß sie, ganz wie früher, allgemeine Bewunderung erregte. Er sonnte sich gleichsam an ihrem Glanz, er, der in der Gesellschaft zurückhaltend, weil wenig redegewandt und – im Stillen gestand er es sich selbst ein – ein klein wenig unbeholfen war. Er hatte keinen Grund, diese Mängel zu beklagen, denn sie hatten ihm das Herz seiner Frau gewinnen helfen. Der vielgefeierten Schönheit mußte ein junger Mann, welcher ihr gegenüber nicht die gewohnten Worte der Bewunderung fand, anziehend erscheinen. Es war doch einmal etwas anderes. Sie legte seine Wortkargheit zu ihren Gunsten aus und war überzeugt, auf ihn einen größeren Eindruck geübt zu haben, als auf alle die jungen Herren, welche ihre unbegrenzte Ergebenheit in so wohlgesetzter Rede zu versichern verstanden. Ihr Entgegenkommen hatte ihn ermutigt. So hatte er es denn gewagt, ihren Vater, den reichen Kommerzienrat Hilmer, um ihre Hand zu bitten, der keinen einzigen Wunsch seines einzigen Kindes unerfüllt lassen konnte.

Schließlich ließ sich ja auch gegen den Schwiegersohn nichts einwenden. Daß er arm war, fiel bei dem großen Vermögen Hilmers nicht ins Gewicht, und der künftige Titel eines Ober-Landes-Gerichtspräsidenten war immerhin etwas, das dem alten Hilmer, der in seiner Jugend selbst hinter dem Ladentisch gestanden hatte, wenn nicht imponierte, so doch wenigstens genügte. Er war denn auch ganz verblüfft, als Ernst nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise ihm seinen Entschluß mitteilte, es beim Assessor bewenden lassen zu wollen.

Der Kommerzienrat hatte für diese Schrulle, wie er es nannte, kein Verständnis. Er hatte sein ganzes Leben scharf gearbeitet und stand noch jetzt, da er's doch wirklich nicht mehr nötig hatte, jeden Morgen um 7 Uhr auf seinem Kontor.

Kein Wunder, daß er innerlich seinen Schwiegersohn für einen Faulpelz hielt, der seine Frau nur geheiratet hatte, um ein angenehmes Dasein zu haben. Doch hütete er sich, derartige Gedanken laut werden zu lassen, da er seine Tochter fast abgöttisch liebte und ein Zerwürfnis auf alle Fälle vermeiden wollte. Zudem war es Klaras mütterliches Erbteil, von dessen Zinsen das junge Ehepaar lebte, sodaß er persönlich nicht einmal in Mitleidenschaft gezogen war. Trotzdem war es ihm ein ärgerlicher Gedanke, daß nach seinem Tode einmal sein Vermögen in die Hand eines Mannes fallen sollte, der augenscheinlich nicht die Neigung bekundete, es zu vermehren.

Was Klara betraf, so war sie mit dem Schritt ihres Mannes völlig einverstanden gewesen. Sie dachte es sich reizend, ihn immer um sich haben zu können, ihn nicht von Berufsärger und Berufssorgen verstimmt oder zerstreut zu sehen. Manchmal freilich war ihr in der letzten Zeit der Gedanke gekommen, daß sie es auch nicht ungern sehen würde, wenn Ernst, wie die Herren ihres Bekanntenkreises, eine Thätigkeit erwählt hätte, welche seinem Leben mehr Inhalt zu verleihen imstande war. Sie war zu klug, um nicht einzusehen, daß diese völlige Unthätigkeit auf die Länge der Zeit einen ungünstigen Einfluß auf ihn ausüben würde. Und dann – sie war eben eine Frau – hätte sie gern mit berechtigtem Stolz an ihm emporgesehen. Da war z. B. der Landrichter a. D. Kersten, der ebenfalls seinem ungeliebten Beruf untreu geworden war. Aber er hatte sich in das politische Getriebe gestürzt, und seit einem Jahr war er Mitglied des Reichstags geworden. Die Wähler seines früheren Wirkungskreises in der Provinz hatten ihn als den Mann ihres Vertrauens in das Parlament gesandt. Erst kürzlich hatte er eine große Rede gehalten über Gold- oder Silberwährung. Frau Klara wußte nichts näheres über das Thema, aber es mußte wohl besondere Wichtigkeit haben, denn die Blätter der Re-

sidenz brachten eingehende Artikel für und wider die von dem Redner vertretenen Ansichten. Einige sprachen sogar von einer bevorstehenden Berufung in das Ministerium.

Da war der Maler Hollmann, dessen neuestes Bild auf der großen Ausstellung einen Sturm des Enthusiasmus hervorgeufen. Freilich, das war ein Künstler, dem es vermöge seines Talents leicht war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber auch in einem bürgerlichen Beruf ließen sich Lorbeeren ernten. Hatte doch der Geheimrat Xylander eben erst einen türkischen Orden erhalten, weil er ein Werk über die Reorganisation der türkischen Verwaltung geschrieben hatte. Frau Klara hatte es bei Geheimrats auf dem Tisch im Salon liegen sehen und Fräulein Helene, die älteste Tochter des Rats, welche in diesem Winter ihren ersten Ball mitgemacht, hatte ihr im Vertrauen mitgeteilt, daß Papa schon mehr Werke geschrieben. — — —

Steineck war aufgestanden und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er dachte an das Gespräch mit seiner Frau und an die verwunderte Frage ihrer Freundin, als er behauptete, keine Zeit zu haben.

Also man traute ihm nicht zu, keine Zeit haben zu können! Und wie schnell Klara mit ihrer Lüge bei der Hand war. Das war eine ganz neue Seite, welche er bei seiner Frau entdeckte, und noch dazu keine gute. Es mußte ihr doch wohl sehr viel daran gelegen sein, ihren Mann von dem Verdacht zu reinigen, als ob er seine Tage thatenlos zubringe, denn sonst würde sie nicht zu einem solchen Mittel gegriffen haben. Im Grunde genommen, was ging es Frau von Karlsberg an, was er that oder nicht that. War er nicht sein eigener Herr? War er nicht selbständig, unabhängig? Ja, war er es wirklich? Soweit ein Mann, der auf das Vermögen seiner Frau angewiesen ist, es sein kann, war er es. Aber was war das für eine Unabhängigkeit. Es war

nicht das erstemal, daß ihm solche Gedanken kamen. O, er wußte genau, daß man über ihn sprach. Derartiges sickert durch und dringt schließlich auch zu den Ohren dessen, für den es eigentlich nicht bestimmt ist. Wie oft, wenn er am Arm seiner Frau den Ballsaal betrat, hörte er aus dem Summen und Surren der wie ein Bienenschwarm durcheinander wogenden Gesellschaft eine halb unterdrückte Bemerkung heraus, die es ihm zum Bewußtsein brachte, daß er eben nur als der Mann seiner Frau angesehen würde, der eine weitere Beachtung nicht zu beanspruchen hatte. Und wenn auch die gesellschaftliche Form diesen Menschen gleichsam ins Blut übergegangen war, sodaß eine eigentliche Taktlosigkeit ausgeschlossen war, er wußte es trotzdem, daß man ihn gewissermaßen nicht für voll nahm. Man kam in sein gastliches Haus, wo die schöne Hausfrau in liebenswürdigster Weise die Honneurs machte, man amüsierte sich vortrefflich, und nahm den Mann, der in der Unterhaltung nicht eben brillierte, geradeso mit in den Kauf.

Doch – was kümmerten ihn die Menschen? Mochten sie schwatzen, er brauchte sie nicht. Das ist ja für feiner angelegte Naturen der größte Vorzug des gesicherten Besitzes, daß er in den Stand setzt, das Urteil der Menge zu verachten, keine Rücksichten nehmen zu müssen, welche durch Gründe der Erhaltung der Existenz geboten erscheinen. Nein, daran brauchte er sich nicht zu kehren. Freilich, wenn Klara ihn darum weniger schätzen würde, weil er sich nicht dazu bringen konnte, sich im Aktenstaub zu vergraben? – Doch, das war wohl nur ein Traum von ihr, hervorgerufen durch die vielleicht nicht ganz unbeabsichtigten Erzählungen ihrer Freundinnen. Sie würde schon wieder davon zurückkommen.

Er zündete sich eine neue Zigarre an und setzte seine Wanderung durch das Zimmer fort. Seine Gedanken schweiften zurück in seine Jugendzeit. Er gedachte seines ersten Vaters,

der Landrichter in der kleinen Stadt einer Provinz des Ostens gewesen, und dessen beschränkte Mittel es ihm nur durch äußerste Sparsamkeit ermöglichten, dem Sohn eine entsprechende Vorbildung angedeihen zu lassen. Man hatte sich eingerichtet, wo es ging; die Mutter hatte darin eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit entfaltet. Die gute Mutter! Wenn sie noch lebte, er wäre jetzt in der Lage gewesen, ihr das Alter behaglich zu gestalten. Als Student hatte ihn sein knapper Wechsel nicht gedrückt. Das war ein Los, das er mit vielen anderen seiner Genossen teilte. Erst als das Referendar-Examen hinter ihm lag, und er sich gewissen geselligen Anforderungen nicht entziehen konnte, empfand er die beschränkten Mittel härter. Noch nicht lange war er Assessor, da lernte er Klara kennen, und kaum ein Jahr später war er schon ihr Gatte, und hinter dem Titel prangte das a. D. auf der goldumränderten Visitenkarte. War es nicht natürlich, daß der mit einem Schlag in mehr als behagliche Lebensverhältnisse Versetzte sich ganz und völlig dem Genuß dieses behaglichen Daseins ergab, gänzlich seiner Bequemlichkeit und seiner Frau lebte, daß er den Beruf, welcher ihn nie ausgefüllt, nie befriedigt hatte, aufgab? Tausend Andere hätten an seiner Stelle nicht anders gehandelt und zum letzten diejenigen, die jetzt vielleicht mit den Achseln zuckten und ihn den »Mann seiner Frau« nannten. Steineck wußte, daß auch ein wenig Neid bei ihnen mit hineinspielte, also wozu sich darüber aufregen? Diese sogenannte gute Gesellschaft, war sie denn überhaupt so beschaffen, daß ein denkender Mensch sich ihrem Urteil beugen mußte? Diese vielfach so oberflächlichen Naturen, die ihre innere Hohlheit geschickt unter den gesellschaftlichen Formen zu verbergen verstanden, sollte er sie als Richter über sich und sein Thun anerkennen? Nimmermehr, er wollte unabhängig sein von den Vorurteilen der Menge. Lange genug hatten ihn die Verhältnisse in Bann

gehalten, sollte er jetzt, wo die äußeren Bedingungen dazu vorhanden waren, nicht Herr seiner Entschließungen sein?

Es war ihm ja schon manchmal der Gedanke gekommen, daß sein Leben etwas inhaltslos sei, daß ein Mann auch noch andere Pflichten habe, als möglichst den Wünschen seiner Frau zu entsprechen. Es gab Stunden, in denen er sich unbefriedigt fühlte, wo ihm eine bestimmte Aufgabe bewältigen zu müssen als wünschenswert erschien. Er hatte auf dem Gymnasium und auch auf der Universität fleißig gearbeitet; auf der letzteren freilich mehr andere Dinge, als sein Fachstudium, und ab und zu hatte er wohl auch einmal zur Feder gegriffen und über ein ihm besonders am Herzen liegendes Thema Artikel für die Tagespresse geschrieben, deren klingender Ertrag einen wünschenswerten Beitrag zu seinen knappen Einkünften von damals bildete. Er dachte wohl auch einmal daran, wieder in irgend einer Weise zu arbeiten, aber auf einem Gebiet, das seinen Neigungen entsprach und ihn nicht in Widerspruch mit denselben brachte. Was das sein müßte, darüber war er sich noch nicht klar geworden, eben weil ihn derlei Erwägungen nur ganz flüchtig bis jetzt beschäftigt hatten. Soviel stand bei ihm fest, daß er nur aus eigenem Antriebe seine jetzige Lebensweise ändern würde und nicht aus Rücksicht auf das, was mißgünstige Zungen über ihn sagten.

Er stand auf und kleidete sich zum Ausgehen an, um seine gewohnte Promenade im Tiergarten zu unternehmen. Es war ein klarer sonniger Wintertag. Der fest gefrorene Schnee knirschte unter den Tritten der Spaziergänger, die der schöne Tag ins Freie gelockt, elegante Jagdschlitten, mit feurigen Rossen bespannt, jagten die Charlottenburger Allee entlang und erfüllten die Luft mit ihrem klaren Geläut. Steineck schritt rüstig aus, er war ein ausdauernder Fußgänger. Bald hatte er den Zoologischen Garten erreicht und wandte sich nun, dem

Lauf des Spreearmes folgend, seitwärts, wo das dichte Gehölz stillere Wege begrenzt.

Frau Klara war inzwischen mit ihrer Freundin unter den Linden angelangt, wo um diese Zeit die elegante Welt der Residenz promenierte. Die beiden Damen kamen nur langsam vorwärts, weil der Strom der Passanten sich fast an jeder Straßenecke staut. Dort steigt ein Engländer, erkenntlich am steifen Kotelettbart und dem unvermeidlichen Bädcker, würdevoll durch die Menge, hier erregen einige Söhne des Reiches der Mitte, Mitglieder der chinesischen Botschaft, durch ihre weiten farbigen Gewänder die Aufmerksamkeit; einem Tscherkesen in Nationaltracht folgt ein Schwarm von Schulknaben auf den Fersen, und mehrere Spreewälderinnen mit Babies auf den Armen drängen sich durch das Gewühl, um den nahen Tiergarten zu erreichen. Unablässig rollen elegante Equipagen über die breite Fahrstraße, leichte Tylburys mit Juckergespann, vom Besitzer selbst geführt, neben dem der stumpfsinnig dreinblickende Groom nicht fehlt, schießen fast pfeilschnell vorüber, dazwischen reitende Schutzleute, schwerfällige Droschen »zweiter Klasse,« ab und zu ein Hofwagen, vielleicht auch der des Kaisers selbst, schon von weitem kenntlich an dem flatternden Federbusch des Leibjägers, ein immer wechselndes, die Aufmerksamkeit fesselndes Bild.

Vor dem Böcklinschen Bilde in der Schulteschen Kunstausstellung drängte sich die schaulustige Menge. Kunstfreunde und Kritiker, Maler und Laienvolk, das es zum guten Ton gehörig erachtete, das Neueste nicht ungesehen vorübergehen zu lassen.

»Brillante Farbe, markarthaft« – »nein dieses Blau!« – »der Arm etwas verzeichnet« – »scheußliche Fratze, dieser Triton,« – so schwirrte und sumnte es durcheinander, so daß von einem ruhigen Genießen keine Rede sein konnte. Die beiden Damen

hatten sich nach mehrfachen Anstrengungen so weit vorge-
drängt, daß sie das Bild in seinem ganzen Umfange übersehen
konnten. Frau von Karlsberg malte selbst und erläuterte ihrer
Begleiterin eingehend die Vorzüge und Mängel des Werkes.

»Ah, meine Damen, ganz besonderes Vergnügen, Sie hier
zu sehen!«

Es war der Gardeleutnant v. Sturmfeder, der die künstleri-
schen Betrachtungen mit diesen Worten unterbrach. Hinter
ihm tauchte sein Freund und unzertrennlicher Begleiter, der
Referendar Lengenfeld auf, welcher stumm seinen Hut zog
und ebenso stumm den beiden Damen eine tiefe Verbeugung
machte.

»Der Herr Leutnant wollen sich wohl zum Kunstkenner
ausbilden?« nahm Frau von Karlsberg nach kurzer Begrüßung
das Wort.

Herr v. Sturmfeder klemmte sein Glas in das linke Auge.

»Meine gnädige Frau belieben zu scherzen. So einem
Kriegsknecht, der das Waffenhandwerk treibt, bleiben die Mu-
sen fern. Freund Lengenfeld hat mich hergeschleppt, wollte
partout, daß ich »Meeresidyll« sehen sollte.«

Der Referendar bestätigte kopfnickend.

»Nun, und haben Sie es bereit, dem Wunsche Ihres Freun-
des gefolgt zu sein?« fragte Frau Steineck lächelnd. »Ist das Bild
nicht reizend?«

»Bereit, meine Gnädige? Müßte ja Barbar sein, wenn ich ja
sagte. Großartig, entschieden großartig!«

»Es bedeutet einen neuen Abschnitt in der Entwicklungs-
periode des Meisters,« mischte sich jetzt auch der Referendar
ins Gespräch.

»Das finde ich auch,« meinte Frau von Karlsberg. Man
plauderte über das Bild, über den letzten Opernhausball, die
nächste Gesellschaft und ähnliche wichtige Dinge.

Die Herren erkundigten sich nach Herrn Steineck, der schon wiederholt den Klubabend versäumt hatte.

Der Leutnant fragte, warum er nicht hier sei, da er sich bekanntlich doch für Kunst lebhaft interessiere.

»Mein Mann arbeitet!« erklärte Frau Steineck mit verblüffender Sicherheit. Sie errötete aber doch wieder.

»Arbeitet?« Herr v. Sturmfeder und der Referendar wiederholten das Wort fast gleichzeitig.

»Herr Steineck studiert,« ergänzte Frau von Karlsberg mit fast unmerklichem Lächeln. Klara errötete von neuem.

»Glaubte, der Herr Gemahl liebten *dolce far niente*. Habe ihn, auf Ehre, immer beneidet. Unsereiner muß sich Tag und Nacht quälen,« schnarrte v. Sturmfeder.

»Das merkt man Ihnen nicht an, Herr Leutnant,« warf Klara etwas gereizt ein.

Der Referendar lächelte still vor sich hin.

Am Ausgang trennte man sich.

»Schonen Sie sich nur, Herr v. Sturmfeder, damit Sie auf dem nächsten Ball tüchtig tanzen können.« Frau von Karlsberg hatte es scherzend gesagt.

»Werde nicht verfehlen, meine Gnädige!«

Die Herren wandten sich dem Tiergarten zu, die beiden Damen gingen die Linden aufwärts, um im Café Kranzler eine Erfrischung zu nehmen.

»Soll etwas unterm Pantoffel stehen, der Herr Assessor,« murmelte Sturmfeder zu dem Freund.

»Ja, unterm Pantoffel seines Vermögens.«

Sturmfeder lachte: »Brillanter Witz, auf Ehre! Stille Wasser sind tief. Du hast's innerlich, mein Junge!« –

Das Diner, welches bei Steinecks um 5 Uhr eingenommen wurde, verlief etwas einsilbig. Der Assessor hatte seine Stimmung noch nicht wiedergefunden und Klara war verstimmt

über sich selbst. Die Bemerkungen Sturmfeders hatten sie ge-
ärgert, sie wußte selbst nicht warum. Es kam hinzu, daß Frau
von Karlsberg ihr von der angestrengten Arbeit ihres Mannes,
welcher Regierungsrat war, erzählt hatte. Herr von Karlsberg
ging um 9 Uhr aufs Bureau und kam erst gegen 4 Uhr zurück.
Nach dem Diner ein kurzer gemeinschaftlicher Spaziergang.
Das war alles, was sie von ihrem Manne hatte. Von 6 Uhr ab
arbeitete er ununterbrochen in seinem Zimmer, manchmal bis
tief in die Nacht hinein. Die gesellschaftlichen Verpflichtun-
gen, denen man sich natürlich nicht entziehen konnte, waren
stets noch von längerer Nachtarbeit gefolgt, um die verlorene
Zeit wieder einzubringen.

Klara dachte bei den Mitteilungen ihrer Freundin daran,
wie gut sie es doch dagegen habe und bat im Stillen ihrem
Manne das Unrecht ab, das sie in Gedanken an ihm begangen.

* * *

Bei Steinecks war große Gesellschaft. Der Salon und die ansto-
ßenden Gemächer strahlten im hellsten Lichterglanz. Die ho-
hen Spiegel warfen ein bewegtes, farbenreiches Bild zurück. Die
Damen waren in Balloilette, die vielfach durch einen im Licht
der zahlreichen Kronleuchter funkelnden Brillantschmuck ge-
hoben wurde. Unter der Mehrzahl der befrackten Herrn hoben
sich wirkungsvoll einige uniformierte Würdenträger ab, Offi-
ziere und Staatsbeamte, die auf Wunsch der Gattin und Toch-
ter nicht verfehlt hatten, die äußeren Abzeichen ihrer Stellung
anzulegen. Es war kurz vor dem Souper, dessen Beginn beson-
ders von einige älteren Herren lebhaft gewünscht wurde. In
dem anstoßenden Speisesaal sah man die Diener beschäftigt,
die letzten Anordnungen für die Tafel zu treffen. Man stand in
Gruppen zusammen oder promenierte zwanglos auf und ab,

die jüngeren Herren, worunter Herr von Sturmfeder und der Referendar Lengenfeld, eifrig beschäftigt, für den bevorstehenden Tanz sich ihre Tänzerinnen zu sichern.

In einer Fensternische lehnte der alte Kommerzienrat Hilmer, in lebhafter Unterhaltung mit einem bekannten Großindustriellen der Hauptstadt begriffen.

»Glauben Sie mir, lieber Hilmer,« sagte der kleine lebendige Herr, sich dabei öfter mit der Hand durch das schon stark ergraute Haar fahrend, »wenn es so weiter geht, treiben wir einer Katastrophe entgegen. Habe ich recht? Wo solls auch hinaus? Die Arbeiter verlangen immer höhere Löhne und erzwingen sie durch ihre Organisation. Gewährt man sie ihnen nicht, hat man den Streik und damit neuen Schaden und unendliche Schererei. Wir haben seit einem Jahr fast nichts verdient. Ich lasse arbeiten, nur um die Leute zu beschäftigen. Aber bei der Gesellschaft ist kein Dank, kein Rechnung tragen den tatsächlichen Verhältnissen; immer brutal, immer brutal, immer mit dem Kopf durch die Wand! Und dabei drückt die Konkurrenz die Preise derart, daß überhaupt kein Geschäft mehr zu machen ist. Wie kann ich höhere Löhne zahlen, wenn ich selber nichts verdiene? Habe ich recht, he, he?«

Herr Eppstein hatte sich heiß gesprochen. Er fuhr sich mit dem rotseidenen Tuch über die Stirn.

»Gewiß, gewiß,« nahm Hilmer das Wort. »Glauben Sie mir, bin auch nicht auf Rosen gebettet. Neulich ist mir mein Buchhalter mit achtzigtausend Mark durchgegangen. Scheint, daß der Kerl glücklich über alle Berge ist.«

»Habe davon gelesen. Aber was macht das Ihnen? Bringen's leicht wieder ein. Ja ja, die Jugend! Leichtsinniges Volk heutzutage. Mein Sohn geht in den Klub, macht Rennen und Wetten mit und spielt den Großen, während der Vater sich abarbeitet und sorgt. Verkehrte Welt heute. Habe ich recht?«

Er fuhr sich wieder durch die Haare und legte den Kopf etwas auf die Seite. »Uebrigens, lieber Hilmer, weshalb setzen sie sich nicht zur Ruhe? Haben doch genug, sollt ich denken. Töchterchen ist versorgt. Weshalb noch arbeiten, für wen, für was? Hab ich recht?«

»Ich würde mir unnütz vorkommen, wenn ich müßig gehen wollte,« sagte Hilmer mit Stirnrunzeln. »Ueberlasse das meinem Schwiegersohn.«

»Scheint ihm gut zu bekommen,« meinte Eppstein, auf Steineck deutend, der eben einige neue Ankömmlinge begrüßte. Der alte Hilmer brummte etwas vor sich hin, das der kleine Fabrikant nicht verstehen konnte, was er aber als eine Zustimmung seiner Aeußerung auslegte. »Ja, ja, wir Alten sind aus anderm Holz! Habe ich recht?« – –

Hilmer blieb die Antwort schuldig, denn eben wurde zu Tisch gebeten. Man begab sich in den Speisesaal. Steineck hatte Frau von Karlsberg den Arm geboten, während der alte Geheimrat Xylander die Frau des Hauses führte. Am unteren Ende der Tafel hatte sich die jüngere Welt zusammengefunden, und Herr von Sturmfeder entfaltete dort seine sprudelnde Beredsamkeit. Er war unerschöpflich in der Erzählung von höchst spaßigen, wenn auch nicht immer glaubwürdigen Anekdoten und zündenden Witzen, bei denen ihm vielfach sein in der Nähe sitzender Freund Lengenfeld als Zielscheibe dienen mußte. Seine Bemühungen waren anscheinend von Erfolg gekrönt, denn das helle Lachen der jungen Damen tönte in immer kürzeren Zwischenräumen durch den Saal.

An der anderen Seite war die Unterhaltung ernsthafter. Es war heute im Reichstag eine heiße Debatte gewesen, über deren Verlauf der Landrichter Kersten referierte. Die Opposition hatte gegen die Regierungsvorlage ihre besten Redner ins Feld geführt, die Sitzung hatte sich bis in den Abend hineingezogen,

ohne zu Ende geführt zu werden. Man erwartete morgen das Eingreifen des Reichskanzlers und damit eine neue bedeutsame Debatte. Mehrere Damen äußerten den Wunsch, die Zuschauertribüne zu besuchen, und der Herr Landrichter erbot sich bereitwillig, für Karten Sorge zu tragen, ein Anerbieten, das mit lebhaftem Dank angenommen wurde. Klara hatte der Unterhaltung mit sichtlichem Interesse zugehört. Sie wollte sich morgen den Damen anschließen, um sich die Gelegenheit, den Reichskanzler zu sehen, nicht entgehen zu lassen.

Das Gespräch sprang dann auf das Theater über; man sprach über die neuengagierte Sängerin des Opernhauses und über den Kontraktbruch eines beliebten Heldenpielers, der augenblicklich von den Zeitungen eifrig erörtert wurde, über Bülow, der durch eine seiner bekannten sarkastischen Aeußerungen wieder einmal von sich reden machte und über den bevorstehenden Besuch eines dem Kaiserhaus befreundeten Fürsten. Steineck ließ sich von Frau von Karlsberg über den neuen Böcklin berichten. Er selbst sprach wenig, hörte aber aufmerksam auf die Auseinandersetzung seiner Nachbarin. Er hatte mehrere Gemälde moderner Meister kürzlich angekauft und orientierte sich gern über die Neuheiten des Kunstmarktes. Frau von Karlsberg wußte das und freute sich, ihn für einen Gesprächsgegenstand interessiert zu haben.

Nach aufgehobener Tafel begann die junge Welt zu tanzen; die älteren Herren arrangierten in einem der Nebenzimmer ein Spielchen, und die in vorgerückten Jahren stehenden Damen tauschten ihre Meinungen über all die Fragen aus, welche das Herz einer Mutter und Hausfrau zumeist bewegen.

Steineck zog sich, nachdem er einige Pflichttänze absolviert hatte, erleichtert zurück, um sich im Spielzimmer dem Genuß einer guten Zigarre hinzugeben, dem höchsten eines solchen Abends, wie er lächelnd zu seinem Schwiegervater bemerkte.

Der alte Hilmer beobachtete seinem Schwiegersohn gegenüber eine konsequent durchgeführte reservierte Haltung.

»Finden Sie?« Er sagte es kühl, nachlässig, wie um überhaupt nur etwas zu sagen.

Steineck kannte diese Art und hatte sich längst daran gewöhnt, sie zu ignorieren. Heute aber – er wußte selbst nicht warum – verletzte sie ihn und reizte ihn zum Widerspruch.

»Ich finde,« sagte er in demselben Ton, den Hilmer angeschlagen.

»Sie sind jedenfalls,« fuhr der Kommerzienrat fort, »was Genüsse anbetrifft, ein kompetenter Beurteiler, ich kann mich da nicht mit Ihnen messen.« Ein sarkastisches Lächeln begleitete die Worte.

»Ich teile diesen Vorzug mit Ihrer Tochter,« warf Steineck etwas pikiert ein.

Hilmer wollte anscheinend eine heftige Antwort geben, er bezwang sich aber, neigte fast unmerklich den Kopf gegen seinen Schwiegersohn und trat hinter den Stuhl Eppsteins, der mit gerötetem Gesicht dasaß und den Verlauf des Spiels mit lebhaften Gestikulationen begleitete.

Steineck begab sich in den Saal zurück, wo eben ein Walzer sein Ende erreichte. Das Benehmen seines Schwiegervaters fiel ihm auf, in solch knurrigem Zustand hatte er den alten Herrn noch nicht gesehen. Was hat er nur auf einmal? dachte er, ohne eine Antwort auf seine Frage zu finden. – – –

»Ob mein Beruf mir Freude macht, gnädige Frau? Gewiß; ich wünsche mir keinen andern.«

Es war der Referendar Lengenfeld, welcher es zu Frau Steineck sagte. Sie saßen nebeneinander auf einem Divan und plauderten; sie sich mit dem kostbaren chinesischen Fächer fächernd, er den Klapphut auf dem Knie balancierend und sie verwundert mit seinen großen blauen Augen ansehend.

»Ich dachte, die Akten wären furchtbar langweilig.«

»Nicht immer, gnädige Frau; und wenn es auch die Akten wären, das Leben ist es nicht. Und von ihm bekommen wir Juristen doch ein gut Stück zu sehen. Vor den Gerichtsschranken spielt sich mancher Roman, manches Drama ab, erschütternder und wirkungsvoller, als es mancher Bücherschreiber zu schildern vermag. Den menschlichen Leidenschaften bis auf ihre Wurzeln nachzugehen, ihren Zusammenhang mit dem jeweiligen Verbrechen zu ergründen, den Menschen verstehen zu lernen aus seinen Verhältnissen, seinen natürlichen Anlagen, welche ihn zu dem machten, was er geworden, das ist, wenn nicht immer eine dankbare, so doch stets eine interessante Aufgabe. Nun, und wenn wirklich einmal des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr auf müde inhaltslose Stunden zeigt, so ist das Bewußtsein erfüllter Pflicht doch ein befriedigendes, und eine Beethovensche Sonate, eine Mozartsche Oper und der Anblick eines guten Gemäldes, auf dem der Inhalt nicht durch die Form erdrückt wird, helfen auch darüber hinweg und geben neue Frische und Kraft. Nein, nein, ich lasse meinen Beruf nicht schelten!«

Er hatte sich ordentlich in Eifer gesprochen, der sonst so stille Mensch. Frau Klara sah überrascht zu ihm auf.

»Ja, das ist allerdings eine ideale Auffassung, die mir die Dinge in einem andern Lichte zeigt,« meinte sie aufrichtig. »Ich hatte mir es anders gedacht.«

»Und wie kamen Sie, wenn es erlaubt ist zu fragen, zu dieser Anschauung?«

»Mein Mann sagte stets, es gäbe nichts Geisttötenderes, als die Juristerei. Er hatte nie Freude daran gehabt.«

Lengenfeld war es bei ihren Worten heiß und kalt geworden. Er hatte wirklich ganz vergessen, daß ihr Mann ja ebenfalls das römische Recht traktiert hatte. Du lieber Himmel, wer

daran auch denken konnte. Man war so gewohnt, ihn als reichen Rentner zu betrachten, daß der Gedanke, er könne auch einmal einen Beruf gehabt haben, wirklich nicht nahe lag. Jetzt schalt er sich selbst wegen seiner Taktlosigkeit aus. Aber Frau Klara sah so unbefangen darein und plauderte so ruhig weiter, daß er sich bald wieder beruhigte. Entweder sie hatte bei seinen Worten nichts Auffälliges gefunden, oder sie ging rücksichtsvoll darüber hinweg. In jedem Fall war er ihr dankbar und wiederholte sich im Stillen, daß die Gattin seines früheren Kollegen eine ganz vortreffliche Frau, und Herr Steineck jedenfalls einer der glücklichsten Menschen sei.

Im Augenblick traf diese letztere Voraussetzung nicht zu. Herr Steineck war noch immer verdrießlich. Er wollte seine Frau fragen, ob sie ihn vielleicht über das Benehmen seines Schwiegervaters aufklären könne, als er sie mit Lengenfeld in der Unterhaltung begriffen sah. Er wollte nicht stören und blieb an die Thür des Saales gelehnt, stehen, durch die eben die Diener mit Erfrischungen eintraten. v. Sturmfeder, der sich ein Fläschchen Selters erobert hatte, trat zu ihm und überschüttete ihn mit Versicherungen, daß er sich vortrefflich amüsiere und in diesem Winter noch keine solche exquisite Gesellschaft mitgemacht habe. Herr v. Sturmfeder pflegte das stets zu sagen, wenn der Champagner gut gewesen war, was er bei Steinecks voll und ganz bestätigen konnte. Der Gastgeber lächelte verbindlich. — — —

Man frühstückte am andern Morgen infolge der durchwachten Nacht sehr spät. Steineck stand am Fenster und sah auf die kahlen Bäume des Tiergartens, deren Aeste wie große Besenreiser in den grauen Himmel hineinragten. Ein kalter Wind trieb schwere Wolken vor sich her, und von Zeit zu Zeit fiel ein leichter Regen. Der nahende Frühling kündete sich im Kampf der Elemente an. Frau Klara ließ ihren Gatten warten,

jedenfalls nahm ihre Toilette sie heute länger als gewöhnlich in Anspruch. Sie dachte an den gestrigen Abend und an die Worte Lengenfelds, die sie sich immer von neuem wiederholte. Der junge Mann war wirklich interessant gewesen, als er so aus sich herausging und fast begeistert von seiner Arbeit sprach. Sie hatte ihm gerne zugehört. Wie die Auffassungen doch so verschieden waren! Fast so verschieden wie die Menschen selber. Ernst hatte immer nur von der langweiligen Seite seines früheren Berufes gesprochen, und sie hatte es danach ganz selbstverständlich gefunden, daß er demselben kein Interesse abzugewinnen vermochte. Lengenfeld ging sicher darin auf, er gab seinem Leben Inhalt und erhöhten Wert.

Das Mädchen klopfte. Der Herr Assessor ließ fragen, ob die gnädige Frau zum Frühstück kämen.

»Ja, ja, ich komme gleich!« Das »gleich« der Frauen ist bekanntlich ein dehnbarer Begriff. Bei Frau Klara umfaßte es diesmal eine gute Viertelstunde, wodurch Steinecks schlechte Laune nicht besser wurde. Endlich erschien sie.

»Du bleibst recht lange, Klara!« Er berührte flüchtig ihre Stirn mit den Lippen.

»Lange?« Sie wiederholte das Wort gedehnt, als ob es einen ihr fremden Begriff ausdrückte. »Ich wurde eben erst fertig.«

Er schwieg einen Augenblick, eifrig mit dem Theelöffel in seiner Tasse rührend. Der Regen schlug wieder klatschend an die Scheiben und der Wind fuhr mit heftigen Stößen um das Haus. Dann erzählte er ihr den gestrigen Zusammenstoß mit ihrem Vater. Sie errötete plötzlich, was er mit Erstaunen bemerkte.

»Wie kommt Dein Vater zu einem so wunderbaren Benehmen? Liebenswertig war er ja nie gegen mich, aber unhöflich scheint er erst jetzt werden zu wollen.«

»Es war wohl nicht so gemeint,« warf sie schüchtern ein.

»Doch. Ich habe das ganz bestimmte Gefühl, daß er mich verletzen wollte. Seine Bemerkung läßt keine andere Auffassung zu.«

»Papa ist in letzter Zeit überhaupt verdrießlich, er hat geschäftliche Unannehmlichkeiten gehabt, da mußt Du ihm schon etwas zu gute halten.«

»Ich bin aber nicht gesonnen, mich von ihm beleidigen zu lassen!« Er hatte es heftig hervorgestoßen, eine Falte trat ihm auf die Stirn. Der Theelöffel fiel klirrend auf die Unterschale. Frau Klara war ordentlich erschrocken aufgefahren. Sie kannte ihren stillen Mann gar nicht wieder.

»Ernst, was hat Du nur?«

»Ich will wissen, was er gegen mich hat! Es kann Dir nicht unbekannt sein, Du warst erst vor einigen Tagen bei ihm, er wird es Dir sicher gesagt haben.«

Sie sah auf ihren Teller nieder, um ihr Erröten zu verbergen.

»Sage mir die Wahrheit,« drang er weiter in sie.

Endlich sprach sie, leise, stockend, in abgebrochenen Sätzen, dann und wann von Schluchzen unterbrochen. – –

»Also das wars!« brach er das Schweigen, welches eingetreten war, nachdem sie geendet. »Dacht' ich mirs doch! Er hält mich für einen Faullenzer, für einen unfähigen Menschen, der weder etwas leisten kann noch will. Er denkt, daß ich wie er mindestens zehn Stunden des Tags am Pult stehen sollte, um Geld zusammenzuscharren! Das sieht ihm ähnlich!«

»Ernst!« rief sie vorwurfsvoll.

Er war aufgesprungen und ging mit großen Schritten, die Hände auf den Rücken gelegt, im Zimmer auf und ab. Nun blieb er vor ihr stehen.

»So geht das nicht weiter!« sagte er erregt. »Wenn Dein Vater so fort macht, ist der Bruch unausbleiblich. Wenn er es zum äü-

ßersten kommen lassen will, mag er Frieden halten, sonst stehe ich für nichts. Es thäte mir leid um deinetwillen. Sag' ihm das!« Er hatte seine Wanderung durch das Zimmer wieder aufgenommen.

»Aber es wäre doch vielleicht möglich« – begann sie stockend . . .

»Was?« Er hatte sich umgewandt und sah erwartungsvoll zu ihr herüber.

»Daß Ihr Euch verständigtet. Du giebt ein klein wenig nach und er« –

»Wie meinst Du das?« Seine Frage klang scharf und verwundert.

»Nun, ich meine, wenn Du ihm entgegenkämost und« –

»Klara!« Er war unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten. »Du stehst also auf seiner Seite?« Er war offenbar aufs höchste überrascht.

»Nicht doch,« begann sie von neuem, »ich meinte nur, es wäre besser für Dich, wenn Du, wenn« – –

Sie stockte, doch das Wort wollte nicht auf die Lippen.

»Wenn ich mich auch in die Treitmühle spannte,« ergänzte er bitter.

»Aber Ernst! Wie Du so etwas sagen kannst. Herr Lengenfeld erzählte mir gestern, daß sein Beruf so interessant sei, daß er ihm so viel Freude mache. Seine Augen blitzten ordentlich, als er davon sprach. Ich dachte, vielleicht versuchst Du es doch noch einmal, und es macht Dir jetzt mehr Freude.«

»Lengenfeld? So, so. Ja freilich, der kann es wissen.« Er war wieder ganz ruhig geworden, und der Ausdruck seines Gesichts hatte fast etwas Starres, als er auf einmal, als wäre gar nichts vorgefallen, in gleichgültigem Ton sagte: »Du wolltest ja wohl in den Reichstag? Dann ist es Zeit, Dir einen Wagen holen zu lassen.«

Er ging in sein Zimmer. Sie sah ihm verwundert und verwirrt nach.

* * *

Seit jenem Morgen, an dem zwischen den beiden Gatten die Aussprache erfolgte, war Herr Steineck für seine Frau ein verschlossenes Buch. Er erschien fast nur zu den Mahlzeiten, und dann war er, wenn auch nicht unfreundlich, so doch still und einsilbig. Mehr als sonst ging er aus und blieb dann oft mehrere Stunden fort, oder er saß wohl auch in seinem Zimmer, daß er von innen verriegelte. Frau Klara wußte nicht, was sie aus alledem machen sollte. Manchmal stand sie im Begriff, ihn zu fragen, aber eine ihr bisher fremde Scheu hielt sie davon zurück. Es war das erste Mal, daß ihre Ehe durch einen Mißton gestört wurde und so stand sie dem Neuen, das über sie hereingebrochen, ratlos und unschlüssig gegenüber.

Steineck war sich, nachdem er sich von seiner ersten Uebersaschung erholt, bald über die Situation klar geworden. Er bereute jetzt fast seine Heftigkeit, die ihn im Gedanken an die von seinem Schwiegervater erlittene Unbill übermannt hatte. Es mußte ja notgedrungen so kommen. Man hatte seiner guten Frau so zugesetzt, daß sie nicht mehr anders konnte, als ihren Mann durch die Brille ansehen, die man eigens für sie geschliffen. Die gute Klara! War es ihr zu verdenken, wenn sie auf ihren Mann stolz sein wollte? Konnte sie es unter den obwaltenden Umständen? Er war ehrlich genug, diese Frage zu verneinen. Wohl hatte sie in ihrer Ehe bisher keinen Mangel entdeckt und sich gefreut, ihren Mann so ganz zu besitzen. Aber konnte das wirklich so bleiben? Nein, denn sie mußte mit der Zeit notgedrungen auf den Standpunkt kommen, auf dem sie jetzt angelangt schien. Und das eben war für ihn entschei-

dend. So gleichgültig ihm das Urteil der Welt war – wenigstens glaubte er das – so sehr lag ihm an der Meinung seiner Frau. Er fürchtete jetzt geradezu, ihre Liebe zu ihm könne sich vermindern. Hatte sie nicht im Ton der höchsten Anerkennung von Lengenfeld gesprochen und ihm den kleinen Referendar gleichsam als nachahmenswertes Ideal aller männlichen Tugenden hingestellt? Eine ihm bisher unbekannte Empfindung, so etwas wie die Ahnung einer künftigen Eifersucht, kam über ihn und drückte in Verbindung mit seinem verletzten Ehrgefühl auf seine Stimmung. Aber was thun? Wieder zum Jus zurückkehren? Nimmermehr! Der innere Widerwille war zu groß. Die Gedanken und Erwägungen stürmten auf ihn ein und raubten ihm seine Ruhe. Er lief stundenlang im Tiergarten herum, den er kreuz und quer durchstreifte und kam dann abgespannt und abgehetzt zurück, ohne zu einem Entschluß gelangt zu sein.

Schließlich aber mußte doch einmal ein Schritt gethan werden, um aus dieser unerquicklichen Lage herauszukommen. Der einzig naheliegende, irgend eine Stellung anzunehmen, bei der ihm seine juristische Vorbildung zu statten kam, widerstrebt ihm. Er stellte sich vor, wie er als Landrat in irgend einer Kleinstadt saß und Verordnungen zur Unterdrückung der Viehseuche traf, oder wohl gar als Bürgermeister einer Stadtverordnetenversammlung präsierte, in der die welterschütternde Frage der Einführung von Gasbeleuchtung für Schöppenstedt oder Schilda mit entsprechendem, von der Sache gefordertem Ernst erörtert wurde. Das war's, was ihn eventuell erwartete. Er mußte lachen, wenn er daran dachte. Nein, er taugte nicht dazu. Und Klara? Würde sie etwa den Aufenthalt in Berlin, ihrer Vaterstadt, mit dem in einem beliebigen Nest vertauschen, wo sie in den ersten vierzehn Tagen vor Langeweile krank werden müßte? Nein, das war ein Opfer, das er ihr nicht zumuten

durfte. Blieb ihm noch übrig, sich ein Rittergut zu kaufen und den Landwirt zu spielen. Man hätte dann wenigstens den Winter in der Residenz verbringen können. Aber auch dafür war weder Neigung noch Verständnis bei ihm vorhanden.

Er hätte noch Agent irgend einer Versicherung werden können. In seinem Bekanntenkreis war mancher Offizier a. D., der durch solch' eine Beschäftigung sein Einkommen verbesserte. Aber würde ihm das in den Augen seiner Frau aufhelfen? Agent! Wie das klang! Und dann auch, was war das für eine Beschäftigung! Zum Sterben langweilig. Nein, es ging nicht, es war nicht möglich. Dagegen gewann ein anderer Gedanke Raum in ihm, der ihm seit einigen Tagen im Kopf herumging. Er entsann sich seiner journalistischen Thätigkeit aus der Studentenzzeit, erinnerte sich, daß die Redakteure oft seinen flotten Stil und frische Ausdrucksweise gerühmt hatten. Er besaß Kenntnisse auf dem Gebiet der Litteratur, der Volkswirtschaft und der Geschichte, auf denen sich wohl weiterbauen ließ. Zwar dachte er an das Wort des Fürsten Bismarck von den Leuten, »die ihren Beruf verfehlt haben,« aber nahmen nicht die Chefredakteure der großen Blätter eine gesellschaftlich wie sozial geachtete Stellung ein? Trug nicht mancher von ihnen Orden und Auszeichnungen, gerade wie diejenigen, welche sich abmühten, auf der Leiter der Beamtenkarriere Sprosse um Sprosse empor zu klimmen? Ging nicht in Frankreich vielfach der Weg zum Ministersessel durch die Redaktionsstube? Wenn irgendwo, so war hier noch ein Feld für eine Thätigkeit, die ihm Interesse und damit Freudigkeit abzugewinnen vermochte.

Er ging zu dem ihm von früher her bekannten Chefredakteur des Morgenblattes und trug ihm seine Wünsche vor. Er wollte zunächst als Volontair arbeiten, sich mit allen Seiten des journalistischen Berufs vertraut machen, um dann später in die Redaktion einzutreten.

Der Redakteur hörte ihm lächelnd zu und lehnte dann in der höflichsten, aber doch ganz bestimmten Form das Anerbieten ab.

»Weshalb wollen Sie, ein reicher Mann, sich in das aufregende und aufreibende Getriebe der journalistischen Thätigkeit stürzen?« fragte er erstaunt. »Das ist nicht für Ihresgleichen, glauben Sie es mir. Unser Beruf erfordert eine volle Anspannung aller geistigen und physischen Kräfte, ein stetes Gesammeltsein inmitten des vielen Zerstreuenden, ungemein schnelles Arbeiten, stets fertiges Urteil. Sie müßten des Nachts mit derselben Frische zur Stelle sein, wie am Tage, der ganze Mensch muß notgedrungen in dieser Thätigkeit aufgehen, wenn Ersprößliches geleistet werden soll. Das werden Sie nicht wollen und – verstehen Sie mich nicht falsch, auch nicht können. Das bringt wirklich nur einer fertig, der es »nötig hat,« dem die Feder auch zugleich die Existenz sichern muß. Was Sie bei uns verdienen könnten, würde kaum für die Toilette Ihrer Frau Gemahlin reichen, weiter auch nicht. Und zudem ist auch augenblicklich kein Platz frei. Wir haben allmonatlich ein paar Angebote, lauter fertige, tüchtige Kräfte, die wir abweisen müssen. Es thut mir wirklich herzlich leid. Wollen Sie ab und zu einen Artikel schreiben, ich nehme ihn gern auf, aber Ihren Wunsch zu erfüllen ist unmöglich, wirklich ganz unmöglich.«

Steineck verließ ziemlich niedergeschlagen die Redaktion. Der erste Versuch war also mißglückt. Man wollte ihn nicht, weil er reich war, weil er's, die Andeutungen des Redakteurs hatten darüber keinen Zweifel gelassen, nicht nötig hatte! Man nahm ihn für einen Dilettanten, der etwas suchte, um seine Zeit totzuschlagen, sonst nichts. Man traute ihm vielleicht Fähigkeiten, aber keinen Ernst, keine Ausdauer, keine Hingabe an die erwählte Arbeit zu. Es war eine bittere Erfahrung, nicht geeignet, seine Gemütsstimmung zu verbessern. Es bedurfte

einiger Tage, um wieder in der Stimmung zu einem erneuten Versuch zu sein. Er wollte sein Ziel nicht so leichten Kaufs aufgeben, sich nicht vom ersten Mißlingen mutlos machen lassen. Als er eine Woche nach dem unliebsamen Vorfall wieder im Vorzimmer der Redaktion eines großen Blattes stand, kam er sich fast vor wie ein Bettler. Ein beklemmendes Gefühl legte sich ihm auf die Brust. War es die staubige nach altem Papier und verbranntem Siegellack riechende Luft des engen Zimmers, oder das ungewohnte Bewußtsein, als Bittender hier zu stehen, er, der reiche Mann, der so stolz darauf war, unabhängig zu sein von den Menschen?

»Ich lasse den Herrn bitten!«

Der Redaktionsdiener hatte die Thür zu dem anstoßenden Zimmer geöffnet. Bei Steinecks Eintreten erhob sich aus einem Berg von Zeitungen ein kleines Männchen, das den Fremden mit einer Handbewegung einlud, auf einem alten Rohrsessel Platz zu nehmen.

»Womit kann ich Ihnen dienen?«

Steineck brachte etwas verlegen sein Anliegen vor. Der kleine Mann schob seine Brille auf die Stirn hinauf, wodurch seine kleinen Augen einen unbestimmt forschenden Ausdruck annahmen. Dann legte er beide Hände ineinander und brachte die Daumen derselben in rotierende Bewegung.

»Sie wollen Redakteur werden. Hm – hm. Stehen auf unserer Seite?«

»Auf Ihrer Seite?«

»Hm –, meine, Sie gehören zu unserer Partei?«

Steineck schwieg betroffen. Er hatte sich so wenig um das politische Parteigetriebe gekümmert, daß er sich nie Rechenschaft darüber gegeben hatte, ob er überhaupt zu einer, und zu welcher Partei er gehöre. Er verstand es nicht, daß unabhängige Männer ihre Ueberzeugungen in die enge Schablone einer

bestimmten Partei zu zwingen vermochten. Er war ein guter Patriot, liebte sein Vaterland und seinen Kaiser und versäumte nicht, das übliche Festessen an dessen Geburtstag mitzumachen und auf sein Wohl zu trinken; damit war für ihn aber auch sein politisches Programm am Ende. Die Frage setzte ihn in Verlegenheit. Jetzt erst fiel ihm ein, daß das Blatt, welches der vor ihm sitzende Redakteur leitete, ein Organ der Oppositionspartei war, das gerade seit einigen Wochen wegen eines neuen Gesetzentwurfes die Regierung heftig befandete.

»Ich bin für Kaiser und Reich,« sagte er schließlich, um nicht ganz zu schweigen.

»Das sind wir alle,« bemerkte der kleine Herr mit einem eigentümlichen Lächeln. »Damit ist noch keine Zugehörigkeit zu einer Partei ausgesprochen. Wer praktische Politik treiben will, muß sich zu einer Partei bekennen, die sich ein ganz bestimmtes Programm durchzuführen als ihre Aufgabe stellt. Bekennen Sie sich zu diesem Programm unserer Partei?«

»In dem Sinne, wie Sie es meinen, wohl kaum,« entgegnete Steineck mit sichtlicher Befangenheit.

Der Redakteur erhob sich.

»Dann bedaure ich, Ihren Wünschen nicht entsprechen zu können. Es wäre sonst vielleicht möglich gewesen. Ich habe die Ehre.«

Steineck verbeugte sich und stürzte auf die Straße. Er war wütend über sich selber, über seine mangelnde Kenntnis der Fragen des öffentlichen Lebens, die ihn in diese fatale Situation gebracht hatte. In welch lächerlichem Licht mußte er dem Journalisten erschienen sein! Hatte er denn wirklich in Berlin gelebt, wo der Strom der Ereignisse schneller flutet, und der Pulsschlag der Weltgeschichte unmittelbarer empfunden wird? Es kam ihm vor, als hätte er Jahre seines Lebens verträumt und müsse nun erst auf einem Boden gehen lernen, der ihm fremd

geworden. Wieder begannen für ihn Wochen der Selbstquälerei, des Ueberlegens, des Schwankens, des Beschlussfassens. Er litt körperlich unter diesen innerlichen Aufregungen, über die er sich niemandem gegenüber aussprechen konnte.

Es war an einem trüben, regnerischen Apriltag, als er nach einem Gang, der ihn bis nach Charlottenburg führte, in eine dortige Konditorei trat, um eine Tasse Kaffee zu trinken und den eben in Strömen niederstürzenden Regen abzuwarten. Mechanisch griff er nach einer Zeitung, einem angesehenen Berliner Organ, das er gleichgültig durchflog, nur um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Plötzlich fesselte eine Notiz der Redaktion seine Aufmerksamkeit.

»Wir teilen unsern Lesern hierdurch mit, daß vom heutigen Tage ab Herr Dr. Gormann die Redaktion des politischen Teils unseres Blattes übernommen hat.«

»Gormann, Gormann!« murmelte er vor sich hin. »Das ist doch nicht etwa Fritz Gormann, mit dem ich in der Prima auf einer Bank saß und gemeinschaftliche Allotria trieb? Kein Zweifel, er muß es sein!« Ein Gedanke schoß ihm wie eine plötzliche Erleuchtung durch den Kopf. Er warf dem Kellner ein Geldstück hin und ging mit schnellen Schritten nach der Stadtbahnstation, wo er ein Billet bis zum Bahnhof Friedrichstraße löste. Dort angekommen begab er sich, die Linden kreuzend, in eine der Hauptstraßen der Friedrichsstadt, wo sich die Redaktion des »Merkur« befand.

Der neue Redakteur war anwesend, Steineck wurde, nachdem der Redaktionsdiener seine Karte abgegeben, sofort vorgelassen.

Dr. Gormann war ein Altersgenosse Steinecks, aber sein schmales, bartloses Gesicht, das durch ein Paar blitzende Augen und ein ungemein belebtes Mienenspiel fesselte, ließ ihn jünger erscheinen. Schwarzes Haar, das in seiner Fülle dem

Zwang des Kammes spottete, fiel genial über die Stirn herab und wurde im Lauf des Gesprächs oft zurückgestrichen; die auffallend schmalen Lippen spiegelten durch ihre bewegliche Veränderlichkeit jede Empfindung des Sprechenden wieder. Man mußte unwillkürlich nach ihnen sehen, wenn Dr. Gormann sprach, um ihn besser zu verstehen, denn er sprach unglaublich viel und unglaublich schnell. Die Sätze überstürzten sich gleichsam, als ob der Redende fürchtete, jeden Augenblick unterbrochen zu werden, ehe er zu Ende war.

»Steineck, altes Haus! Sehe ich recht? Der erste Besuch, den ich habe. Wie geht's, wie lebst Du, was treibst Du? Glücklicher Ehemann geworden, habe davon gehört. Schauderhaft reich, was? Bitte, nimm Platz. Zigarre gefällig? Vorzügliche Marke. Bin nun auch in die Metropole der Intelligenz gezogen. Ja, ja, man kommt ein wenig vorwärts. Habe mich erst etwas eingerichtet. Aber Du sprichst ja gar nicht, so rede doch, Steineckchen« –

»Als ob Du einen dazu kommen ließe,« bemerkte Steineck lächelnd. Die komische Lebhaftigkeit seines ehemaligen Schulkameraden stimmte ihn heiter.

»Hast recht, ich werde schweigen wie zwei Gräber, bis Du fertig bist.« Er steckte die Zigarre in den Mund und kreuzte die Arme über der Brust, um sich so das freiwillig auferlegte Martyrium zu erleichtern.

»Ein Opfer, das ich kaum annehmen kann.«

Und dann erzählte Steineck kurz, was ihm erzählenswert dünkte, zugleich auch, wenn auch nur andeutungsweise, die Ereignisse der letzten Wochen berührend.

Gormann hatte aufmerksam zugehört, rückte aber bereits unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

»Ich bin gleich zu Ende,« beruhigte ihn Steineck. »Nur noch zwei Worte.«

»Fordere nicht zu wenig, edler Wasserträger des Coriolan, zwanzig sollen Dir geschenkt sein,« rezitierte Gormann.

»Gut denn, zwanzig. Der Zweck meines Kommens ist kurz der: Du sollst mir helfen, meine Absicht durchzuführen. Ich hoffe, Du wirst nicht dieselben Redensarten machen wie die anderen.«

»Sehr verbunden für die gute Meinung. Uebrigens waren es fünfundzwanzig. Weißt Du, Steineckchen, unrecht haben «die anderen» gerade nicht. Teufel auch, hätte ich soviel Nickel, wie Du Goldstückchen, es sollte mir einfallen, mich hier abzuschinden. So heißt aber: Vogel friß oder stirb. Willst Du aber absolut arbeiten, *bon*, ich werde kein Rauhbein sein.«

»Also Du nimmst mich als Hülsredakteur an?« Steinecks Augen leuchteten.

»Das gerade nicht; würde Dir wirklich auch nicht behagen. Aber ich ernenne Dich hiermit feierlich zum ständigen Mitarbeiter des Feuilletons des »Merkur«.« Er reichte ihm mit komischer Würde die Hand.

»Es fehlt uns da bis jetzt an einer Kraft, die über das soziale, politische und künstlerische Leben der Hauptstadt in zwanglosen, im Feuilleton gehaltenen Artikeln berichtet. Der Verleger hat das schon lange als einen Mangel empfunden. Hier kannst Du einspringen und Dir Deine Sporen verdienen.«

Steineck wurde, obwohl froh des errungenen Erfolges, doch ein wenig unsicher.

»Ja, werde ich das wirklich sogleich können?« wandte er ein. »Du wirst mir Zeit lassen müssen, um mich vorzubereiten!«

»Nur nicht zaghaft, mein Junge!« ermunterte Gormann. »Schreiben kannst Du, bleibt noch übrig, sehen zu lernen. Ich meine sehen mit dem geschärften Auge des Künstlers, der das Charakteristische herauszugreifen, das Nebensächliche fortzulassen versteht. Um Himmels willen keine gelehrten Abhand-

lungen, keine philosophischen Betrachtungen! Flott drauf los geschrieben. Flott und frisch, das ist die Hauptsache. Und nun komm, laß uns das Geschäft bei einer Flasche Wein bei Dressel einweihen.«

Sie traten auf die Straße. Die Dämmerung war bereits hereingebrochen. Ein feiner Sprühregen fiel noch immer und ein schneidender Ostwind fegte durch die Straßen. Unruhig flackerte das Licht der elektrischen Glühlampen und zeichnete schwankende Schatten auf den nassen Asphalt. Die roten und grünen Laternen der Omnibus-Wagen spiegelten sich in den Pfützen wieder, die, unter den Tritten der Pferde hochaufspritzend, die Vorübergehenden mit ihrem schmutzigen Wasser besprengten.

»Ein Hundewetter,« sagte Steineck und schlug den Kragen seines Ueberziehers in die Höhe.

»Scheußlich,« bestätigte Gormann, der eifrig damit beschäftigt war, seine Zigarre in Brand zu halten und durch diese Bemühungen abgehalten war, seinen gewohnten Redeschwall zu entfalten.

»Wachshölzer, meine Herrn, Wachshölzer! Eenen Jroschen dat Stück!«

Es war ein kleiner Knabe, mit einem blassen, hohlwangigen Gesicht, der sie an der Ecke der Krausenstraße anrief. Durch die zerrissene Jacke fuhr der Wind, sie unbarmherzig zerzausend. Die kleinen Hände, mit den bunten Schächtelchen beladen, waren rot vom Froste.

»Auch ein Stück sozialen Elends!« meinte Gormann und suchte in seinen Taschen nach einem Nickelstück. Steineck drückte dem Kleinen ein Markstück in die Hand.

»Dafür kriegen Sie zehn, ich habe nur noch achte.«

»Behalte sie nur alle,« sagte Steineck freundlich, »ich brauche doch keine.«

Der Junge sah den beiden davonschreitenden Herren mit offenem Munde nach. Derartiges passierte ihm wohl nicht oft. Dann besah er das Geldstück von allen Seiten und ließ es in seiner Tasche verschwinden.

»Siehst Du, da hast Du gleich einen Stoff für Dein erstes Feuilleton. Schildere einen solchen Regenabend mit seiner ganzen Ungemütlichkeit, seinem erhöhten Hasten und Treiben der Passanten und dazu den armen Jungen an der Ecke, der beim Gedanken an eine geheizte Stube und eine Tasse warmen Kaffees alle Wonnen des Paradieses empfindet, so hast Du, was Du brauchst. Derartiges verschlingt unser Lesepublikum mit einer wahren Gier. Uff!«

Den letzten Ausruf der Erleichterung stieß Gormann aus, als sie am Ziel ihrer Wanderung angekommen waren. Das berühmte Restaurant war um diese Zeit noch wenig besucht. Einige Kellner faulenzten in den Fensternischen umher, warfen sich aber beim Anblick der eintretenden Gäste in Positur. Eine wohlige Wärme durchdrang die eleganten Räume und ließ die Unbilden des Wetters vergessen. Bald stand eine feine Marke im Eiskübel und Gormann zündete sich – er that dies stets mit einer gewissen Andacht – eine neue Zigarre an. Dann fuhr er in seiner bekannten Lebhaftigkeit fort, Steineck in seinen neuen Beruf einzuweihen. Er hatte an ihm einen dankbaren Zuhörer. Es war fast Mitternacht, als die beiden Freunde sich trennten. Steineck drückte Gormann beim Abschied warm die Hand. War er doch des reichen Mannes Wohlthäter geworden.

Seit jenem Abend sah man Herrn Steineck überall, wo, wie Dr. Gormann sich euphemistisch auszudrücken pflegte, ein Stück Weltgeschichte sich abspielte. Mit unermüdlicher Geduld

hörte er von der Journalistentribüne herab die Debatten im Reichstag an. Gleichgültig ob über eine aufregende Frage, bei deren Erörterung die Geister aufeinander platzten, verhandelt wurde, oder ob die ganz geschäftsmäßige Behandlung eines unumstrittenen Etatspostens vor leeren Bänken stattfand: er war stets auf seinem Posten. Mit dem Krimstecher verfolgte er jede Bewegung eines bekannten Redners; er merkte sich die Eigentümlichkeiten eines jeden, er lauschte auf den Tonfall und die Konstruktion ihrer Perioden, kurz, er studierte sie. Seine Liebe zur Kunst erwachte wieder. Er besuchte jede Kunstausstellung, die eine neue Erwerbung anzeigte, unterrichtete sich über neue Talente, welche auftauchten und eine Zeitlang Aufsehen erregten, um dann wieder in der großen Masse der Mittelmäßigen zu verschwinden.

Eines Abends nahm ihn Gormann mit in eine Volksversammlung. Es war kurz vor der Wahl, und die Agitation bereits auf ihrem Höhepunkt angekommen. Der Kandidat der Arbeiterpartei sollte sprechen, es versprach deshalb nach Gormanns Aussage sehr radaumäßig, also ungeheuer interessant zu werden. Auf 8 Uhr war der Beginn der Versammlung festgesetzt, aber eine halbe Stunde vorher war der riesenhafte, in einer Straße des Nordens gelegene Saal bereits zum Erdrücken angefüllt. Eine undurchdringliche Tabakswolke lagerte über der dicht gedrängten Menge. Gefüllte und geleerte Biergläser wanderten von Hand zu Hand, man begrüßte sich aus der Entfernung, sumnte den Refrain von beliebten Gassenhauern vor sich hin und erörterte eifrig den voraussichtlichen Ausgang der bevorstehenden Wahl. Die schwieligen Füße der Arbeiter schlugen auf die roten Plüschbezüge der Bogenbrüstungen, wenn die Debatten eine heftige Wendung nahmen, einige stampften und trampelten, der Ruf: »Angefangen, angefangen!« flog durch den Saal und »Ruhe! Ruhe!« wurde

zurückgerufen. Gormann und Steineck hatten sich in eine der Ecken gedrückt, von wo aus sie den Verlauf der Versammlung bequem zu verfolgen vermochten. Steineck war das alles neu; er fühlte sich in eine fremde, ihm bisher unbekannte Welt versetzt. War das dasselbe Berlin, in dem er wohnte, das er von seiner Studentenzeit her kannte? Welch ein Kontrast zwischen den feingekleideten Damen, deren Schleppen über das Parkett seines Salons rauschten, den befrackten Ordenträgern, die dort mit stets gleichem liebenswürdigem Lächeln eine konventionelle Unterhaltung führten und diesen Männern, deren zum Teil rußgeschwärzte Gesichter so stumpfsinnig und verbittert dreinschauten, als ob der Kampf ums Dasein ihnen auch den letzten Funken Daseinsfreude geraubt habe. Auf der offenen Bühne, deren Hintergrund eine verschossene Waldlandschaft zeigte, an der die Farbe an vielen Stellen bereits abbröckelte, waren zwei Tische aufgestellt. An dem größeren hatten die Einberufer der Versammlung Platz genommen, während der kleine für den überwachenden Polizeileutnant bestimmt war, der eben durch eine Seitenkoulisse die Bühne, von einem Sergeanten gefolgt, betrat.

Der Präsident erhob sich und rührte die Glocke. Eine Totenstille trat ein. Es war, als ob die Tausende selbst den Atem anhielten, um kein Wort zu verlieren. Der Vorsitzende erklärte mit wenigen, in geschäftsmäßigem Ton gesprochenen Worten die Versammlung für eröffnet und erteilte dem für die bevorstehende Wahl als Kandidat aufgestellten »Genossen« das Wort. Langsam erhob sich aus der Mitte der Versammlung ein Mann und schritt in etwas gebeugter Haltung die wenigen Stufen der Bühne hinauf. Es war ein großer Mann, wenn er sich in seiner ganzen Höhe aufrichtete. Das bleiche Gesicht, aus dem besonders die glänzenden Augen auffielen, war von dunklem Haar und Bart umrahmt, welcher letztere etwas ver-

wildert ihm bis weit über die Brust herabfiel. Es war ein in den Kreisen der Arbeiter bekannter Agitator, der wegen Uebertretung der gesetzlichen Bestimmungen ausgewiesen und erst kürzlich wieder nach Berlin zurückgekehrt war. Man hatte ihn gerade dieses Umstandes wegen aufgestellt. Jetzt stand er oben und wendete das Gesicht der Versammlung zu. Ein dröhnendes Beifallklatschen empfing ihn, Hochrufe wurden laut, und es dauerte einige Minuten, bis der Lärm sich gelegt hatte. Dann fing er an zu sprechen. Die Stimme klang bleiern, nahm aber, je länger der Redner sprach, an Klangfarbe und Tonfülle zu. Man merkte ihm an, daß ihm die hochdeutsche Sprache Schwierigkeiten bereitete; die Konstruktion der Sätze ließ zu wünschen übrig, und der Ausdruck war hier und da ungeschickt gewählt. Das änderte sich, als der Redner in Zug kam, sein Thema ihn packte, und er in den Berliner Dialekt verfiel. Jetzt versagte ihm der Ausdruck nicht mehr, die beifälligen Zurufe der Versammlung munterten ihn anscheinend auf, er wurde leidenschaftlich, erregt, scharf, so daß der Vorsitzende, um nicht die Auflösung der Versammlung herbeizuführen, ihn zur Vorsicht mahnen mußte. Dann kam wieder jener stockende Tonfall, wie am Anfang der Rede, das unsichere Hin- und Hertasten nach dem rechten Wort, bis ihm das anscheinend wieder zu lästig wurde, und er wieder in die schärfere Tonart verfiel. Er erzählte seine Ausweisung, sein unstätes Umherwandern, die Not seiner Familie, die vergeblichen Versuche, Arbeit und Verdienst zu erhalten. Er that es geschickt, er wußte, daß das auf die Massen wirkte und sich als Material, die Regierung aufs heftigste anzugreifen, verwerten ließ. Mit begeistertem Ausdruck sahen die Tausende zu ihm empor, der sich mit der Glorie des Märtyrertums zu umgeben wußte. Immer schärfer, immer maßloser wurden die Angriffe des Redners, das bleiche Gesicht war von einer flammenden Röte übergossen, die

gerunzelte Stirn von Schweißtropfen gefeuchtet. Jetzt reckte er, sich zu seiner ganzen Höhe aufrichtend, den Arm aus und forderte das Proletariat zum Vernichtungskampf gegen die bestehende Gesellschaftsordnung auf. –

Der Polizeibeamte erhob sich und bedeckte den Kopf mit dem Helm:

»Im Namen des Gesetzes erkläre ich die Versammlung für aufgelöst!«

In demselben Augenblick wurden die Saalthüren von außen geöffnet, und zwei Reihen von Schutzleuten sichtbar. Im Glanz des elektrischen Lichtes sah man die Helme der Beamten blitzen.

Und nun erhob sich ein sinnbethörender Lärm, der die Fenster erzittern machte. Wie ein bewegtes Meer, über das ein jäher Windstoß fährt, wogte die vieltausendköpfige Versammlung durcheinander. »Hoch die Sozialdemokratie, nieder mit den Tyrannen!« Wie ein einziger Schreit durchzitterte der Ruf die Luft. Man schlug mit den Biergläsern auf, stampfte, trampelte, schrie und johlte, schwang Mützen und Stöcke über den Köpfen. Und dann auf einmal, wie auf Kommando, ertönte die Arbeitermarseillaise, das neue Sturmlied der Revolution, von tausend rauhen Kehlen gebrüllt, und unter ihren Klängen setzte sich die riesige Schar in Bewegung, um den Ausgang zu gewinnen.

»Der dröhnende Schritt der Arbeiterbataillone!« bemerkte Gormann zu Steineck, der mit steigendem Interesse den aufregenden Vorgängen gefolgt war. Die beiden Freunde waren beim Ausgang in den dichtesten Knäuel geraten und hatten Mühe, die Straße zu gewinnen. Vor der Thür und in der Tiefe der Straße hielten berittene Schutzleute, um jede Ansammlung zu verhindern. Wie schwarze wandelnde Mauern bewegten sich die Arbeiterkolonnen vorwärts, nach und nach sich auflö-

send. Noch wurden hier und da Rufe laut, erregte Worte wurden von Mund zu Mund weitergetragen, bis das Gebrause der Riesenstadt jeden einzelnen Ton verschlang, und die Menge sich allmählich im Straßengewirre verlor.

Steineck trennte sich am Hackeschen Markt von Gormann, um den Omnibus nach der Potsdamer Brücke zu benutzen. Als er sah, daß der Wagen bis auf den letzten Platz besetzt war, entschloß er sich, zu Fuß nach Haus zu gehen. Die Eindrücke der letzten Stunden hielten ihn ganz im Bann, so daß er mehrfach in Gefahr geriet, von schnellfahrenden Wagen überfahren zu werden.

Zum erstenmal hatte er einen Blick in den gähnenden Abgrund gethan, der der modernen Gesellschaft den Untergang zu bereiten drohte. Der ganze furchtbare Ernst dieser Bewegung kam ihm in diesem Augenblick zum Bewußtsein. Und das alles war da, und er war Jahre lang daran vorbeigegangen, als ginge es ihn nicht im mindesten an! Was für ein Leben hatte er geführt, ein Leben des behaglichen Genusses, zufrieden mit sich selber und mit den Verhältnissen. Und hier standen Tausende, irregeleitet von einer verlockenden, aber falschen Idee, einem Trugbild nachjagend, dabei aber blinden Haß gegen diejenigen hegend, welche einen bessern Rock zu tragen vermochten. Hier wurde ein Kampf ausgefochten, in dem es sich um die höchsten Güter der Menschheit handelte, ein gewaltiges Ringen, an dessen Ausgang jeder einzelne in gleichem Maße interessiert schien. Und er hatte abseits gestanden und sich lediglich dem Genuß des nach seiner Meinung gesicherten Besitzes hingegeben, statt die Hand an den Pflug zu legen und sich einzureihen in die Reihen der Streitenden. Wie viel gab es hier zu thun. Welch ein reiches Arbeitsfeld harrte hier seiner Besteller! Etwas wie Scham überkam ihn, daß er so theilnahmlos bis jetzt dahingelebt. Doch, machten es nicht viele, die er

kannte, ebenso? Hatten sie außer ihren Berufsinteressen noch solche, die der Allgemeinheit galten? Gingen sie nicht vielmehr unter in ihren Gesellschaften, ihren Bällen, Theatern und all dem Krimskram, dessen wesenlose Formen einen eisernen Bestandteil jener Kreise bildeten, die sich die gute Gesellschaft nannten? Gewiß, es war nicht anders. Aber er hatte mitgesündigt, und das Beispiel der andern war für ihn keine Entlastung. Es war spät in der Nacht, als er sich schlafen legte. —

Steineck war seit jenem Abend ein anderer geworden. Er ging am Tag in die Arbeiterviertel der Riesenstadt, in jene Quartiere des Nordens und Ostens, wo vielfach das Elend und die Not zu Hause sind, er ließ sich in lange Unterhaltungen mit den Arbeiterkindern ein, die sich zerlumpt, hungernd und frierend auf der Straße herumtrieben. Er hatte dabei eine offene Hand und kargte nicht mit den Silberstücken, die er stets zur Ausgabe bereit, in der Tasche seines Ueberrocks trug. So lernte er nach und nach auch das Leben und Treiben einer anderen Welt kennen, als diejenige war, in der er sich bisher bewegte. Und am Abend brannte die Lampe seines Arbeitszimmers manchmal bis tief in die Nacht hinein. Dann las er die Werke sozialistischer und volkswirtschaftlicher Schriftsteller und suchte so ein unabhängiges Urteil zu gewinnen. Er lernte die innersten Ursachen dieser Bewegung, welche die Welt in ihren Fugen erbeben ließ, verstehen, er sah die Irrtümer, die eine solche Gewalt über die Massen auszuüben vermochten; er lernte aber auch einsehen, daß die Gesellschaft an diesen Dingen ihr gutes Teil Mitschuld trug durch ihre Gleichgültigkeit und den das öffentliche Leben beherrschenden Egoismus. Gormann, der mit Vergnügen sah, wie Steineck die ihm neuen Anregungen aufgriff und zu verarbeiten suchte, war ein stets williger Lehrer und Ratgeber. Er wurde nicht müde, dem ehemaligen Schulgenossen, der sich immer enger an ihn anschloß,

Aufschluß über verwickelte Fragen und Vorgänge zu geben und durch seine interessante Art und Weise das Interesse des Lernenden immer wach zu halten und zu steigern.

Die feuilletonistischen Abhandlungen, welche seit einiger Zeit im »Merkur« erschienen und das Leben der Hauptstadt in seinen verschiedenartigen Erscheinungen frisch und anschaulich schilderten, hatten bereits Aufsehen erregt. Man zerbrach sich die Köpfe über den anonymen Verfasser, der auf dem glatten Parkett der Salons ebenso zu Hause schien, wie in den Arbeitervierteln der Vorstädte. Mit heimlichem Stolz beobachtete Steineck diesen Erfolg, und als er das erste Honorar empfing, überkam ihn ein Gefühl der Befriedigung, wie er es ähnlich noch nie empfunden.

Frau Klara sah wochenlang schweigend dem Treiben ihres Mannes zu, ohne sich das Herz fassen zu können zu einer Frage. Sie hatte oft mit einer gewissen Ehrfurcht die dickleibigen Bände betrachtet, welche jetzt immer am Morgen auf dem Tisch seines Arbeitszimmers durcheinander lagen. Kein Zweifel, ihr Mann arbeitete. Sie nahm als selbstverständlich an, daß er sich vorbereite, um wieder in den verlassenen Beruf einzutreten. Wie hätte es auch anders sein können. Frau Klara war stolz auf ihren Erfolg, denn nur ihrer Initiative schrieb sie den Entschluß ihres Mannes zu. Nun war jede Quelle peinlicher Szenen verstopft, auch das Verhältnis zwischen Steineck und ihrem Vater, den sie doch so sehr liebte, würde ein besseres werden. Nicht mehr würde sie zwischen Gatten und Vater stehen. Freilich, ein Opfer von ihrer Seite mußte auch gebracht werden. Sie würde nun ihren Mann nicht mehr so viel um sich haben, als es noch bis vor kurzem der Fall gewesen. Aber sie wollte sich gern damit abfinden. Und dann – sie war eben eine Frau – der Titel eines Justizrats (das mußte er doch mindestens werden), klang auch ganz nett. Frau Justizrat Steineck! Es war

doch immer etwas anderes als nur Frau Steineck, oder gar, wie die früheren Kollegen ihres Mannes konsequent zu sagen pflegten: Frau Assessor! Es war doch zu lieb von ihrem Mann, ihren und ihres Vaters Wünschen so entgegen zu kommen. Sie wollte ihm das auch sagen, gleich heute, sobald er käme.

Während sie sich noch mit diesen Gedanken beschäftigte, trat Steineck in das Zimmer. Er war heute fröhlicher gestimmt, als er es seit langer Zeit gewesen. Die innere Befriedigung, welche jede erfolgreiche Arbeit verleiht, hatte sein Gesicht, das öfter einen müden Ausdruck zeigte, verwandelt und ihm einen Zug von Frische aufgedrückt, den seine Frau mit geheimer Freude bemerkte.

»Nun mein Schatz? Wie geht's Dir?« Er faßte sie leicht um die Taille. Sie sah mit leuchtenden Augen zu ihm hinauf.

»Gut, ich danke. Und Dir?«

»Auch gut. Vortrefflich sogar,« erwiderte er lachend. Es war das erstemal, seit jener erregten Scene, daß sie wieder ganz unbefangen zusammen plauderten. In stillschweigender Uebereinstimmung vermied ein jedes, auf die Verstimmungen der letzten Wochen zurückzukommen. Sie setzte sich neben ihn auf das Sofa und nahm seine Hand in die ihre.

»So, jetzt wirst Du nicht losgelassen, ehe Du gebeichtet hast!«

»Gebeichtet? Was denn?«

Sie wies auf die Bücher, welche auf seinem Arbeitstisch lagen. Es waren Schriften von Marx, Roscher, Schäffle und Wagner.

»Was treibt mein Mann, wenn er wie Faust »über Büchern und Papier« die Mitternacht herankommen läßt?«

»Genau das, was sein Frauchen wollte: Er arbeitet,« entgegnete er lächelnd. Sie errötete bei seiner Antwort.

»Ja, aber was denn?« Sie sah ihn fragend an.

»Das ist mein Geheimnis vorläufig, und wie Ritter Lohengrin seiner Elsa, muß ich auch meinem Frauchen vorerst das Gebot auferlegen:

»Nie sollst du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen.«

Er hatte es mit komischem Ernst gesagt.

»Ach geh nur, ich weiß es längst!«

»So?« Er machte ein ungläubig-erstauntes Gesicht.

»Du bereitest Dich vor. Nicht?«

»Ich bereite mich vor,« bestätigte er kopfnickend.

»Siehst Du, ich wußte es. Du bist doch ein einziger Mann.«
Sie küßte ihn auf die Stirn.

»Und jetzt,« fuhr sie fort, »wo Du Deinen früheren Beruf freiwillig ergreifst, wird er Dir auch mehr Freude machen, als früher, glaube nur.«

»Meinen früheren Beruf? Wer sagt Dir denn, daß ich —«

»Ach scherze doch nicht, Du hast ja selbst gesagt, daß Du Dich vorbereitest. Hab' keine Sorge, ich sagte nichts, nein gar nichts, bis es so weit ist. O, ich kann schweigen.«

Er gab sich keine Mühe mehr, ihr Mißverständnis aufzuklären.

»Aber es kann lange dauern,« wandte er ein. »Die Arbeit, welche ich zu bewältigen habe, ist mir so gut wie neu, ich muß mich gründlich einarbeiten. Das kostet Mühe, Zeit.« —

»Thut nichts, thut nichts,« beschwichtigte sie. »Wir müssen doch nicht davon leben.«

»Glücklicherweise nicht.« Er lachte ganz vergnügt bei diesem Gedanken. Vor ein paar Wochen noch wäre er ihm unangenehm gewesen.

»Aber nach Scheveningen gehen wir doch im Sommer?«

»Gewiß, mein Schatz, gewiß! Ich nehme meine Bücher mit!«

»Nur nicht zu fleißig, Herr – Herr Justizrat *in spe!*« Sie machte ihm eine komische Verbeugung.

Er schloß sie lächelnd in seine Arme.

* * *

Es war wieder Winter geworden und die Saison auf ihrem Höhepunkt angelangt. Berlin amüsierte sich. Unablässig rollten die herrschaftlichen Wagen, wie die Mietskutschen durch Berlin W und hinter den hell erleuchteten Fenstern ganzer Etagenreihen sahen die eilig vorüberhastenden Fußgänger, flüchtigen Schatten gleich, elegante Gestalten sich bewegen. Auch bei Frau von Karlsberg war Gesellschaft. Herr v. Sturmfeder ließ schon seit einer halben Stunde seine besten Witze vom Stapel, ohne indessen den gewünschten Resonanzboden für den von ihm angeschlagenen Ton finden zu können. Steineck war in eifriger Unterhaltung mit der Frau des Hauses begriffen, die ihm über eine neue Aquarelle von Menzel Bericht erstattete, welche sie kürzlich im Atelier des Meisters gesehen. Frau Klara stand in der Fensternische neben ihrem Vater. »Glaube nur,« sagte sie zu ihm, »er hat fleißig gearbeitet, unaufhörlich, so daß ich ihn oft von den Büchern fortholen mußte. Er ist überhaupt ein anderer geworden, ernster und dabei auch fröhlicher, vergnügter als je. Und gegen mich die Güte selber. Ich bin sehr glücklich, Papachen, sehr glücklich.«

»Glaubs schon,« sagte der alte Hilmer, »glaubs schon. Aber was zum Kuckuck treibt er so lange? Weshalb tritt er nicht irgendwo eine Stellung an. Er kann sich doch nicht immer vorbereiten.«

»Ich glaube sogar, daß es in Kürze geschehen soll. Aus einer Aeußerung von ihm, die er kürzlich that, schließe ich, daß seine Arbeit zu einem Abschluß gekommen ist.«

»War auch Zeit,« meinte Hilmer.

Der kleine Referendar Lengenfeld, welcher auf sie zutrat, unterbrach das Gespräch.

»Darf ich gnädige Frau um den ersten Walzer bitten?« Sie verneigte sich zustimmend. Kurz darauf wurde zu Tisch gebeten.

Die Unterhaltung war sehr animiert und drehte sich vorwiegend um Kunst und Litteratur. Man sprach über die jungen Naturalisten, die neuerdings so viel von sich reden machten. Die Ansichten waren sehr geteilt. Lengenfeld meinte, aus der neuen Bewegung könne vielleicht, wenn der Most geklärt, noch ein brauchbarer Wein werden. Die Damen verhielten sich ablehnend.

»Was ist das für eine Litteratur,« bemerkte Frau von Karlsberg, »die wir Frauen nicht lesen können. Eine Verirrung, nichts weiter.«

»Aber die ewigen Liebesgeschichten ist man doch wirklich satt,« entgegnete Lengenfeld. »Wir müssen den Schriftstellern doch gestatten, die Kämpfe und Bewegungen unserer Zeit zu schildern.«

»Ganz einverstanden!« nahm der Landrichter a. D. Karsten das Wort. »Aber Sie werden mir zugeben, daß das möglich ist, ohne dabei dem guten Geschmack, jedem ästhetischen Gefühl und schließlich doch auch der höheren Wahrheit ins Gesicht zu schlagen. Als Beweis dafür empfehle ich Ihnen, ein soeben bei einem mir befreundeten Verleger erschienenenes Werk zu lesen, das jedenfalls großes und gerechtes Aufsehen erregen wird. »In gärender Zeit« betitelt. Es ist nur ein kleiner Band, aber er enthält eine Fülle scharfer Beobachtung unseres Berliner Lebens. Der Verfasser scheut sich nicht, den Leser in die Höhlen der Armut und in die übelriechenden Kneipenkeller der Vorstädte zu führen, aber er schildert nicht nur den Schmutz, den

er da gesehen, sondern die Menschen, wie sie wirklich sind, wie sie fühlen und empfinden, wie sie kämpfen und ringen mit der Not und Sorge, aber auch, wie sie im Kampfe ums Dasein sich die, wenn auch oft dunkle, Sehnsucht nach etwas Besserem bewahren, die nun einmal tief innen in jeder Menschenbrust zu Hause ist. Davon scheinen unsere jüngsten Naturalisten nichts zu wissen; wenigstens sagen sie nichts davon. Ihre Menschen gehen auf in der Befriedigung ihrer materiellen Bedürfnisse, oder in dem Streben danach. Das zu schildern ist freilich leichter, als den innersten Regungen der Menschenseele nachzugehen und unter den Schlacken die verborgenen Goldkörner aufzuspiiren. Uebrigens, der anonyme Verfasser scheint uns auch zu kennen. Er hält unserer guten Gesellschaft einen Spiegel vor, der nicht gerade ein schmeichelhaftes Bild zeigt. Doch ich will ihm nicht vorgreifen. Lesen Sie selber und urteilen Sie, ob ich zu viel gesagt.«

Der alte Herr hatte mit fast jugendlichem Feuer gesprochen und die Neugier der Gesellschaft aufs höchste gespannt. Jeder versprach, das Buch zu lesen.

»Nicht wahr, Ernst,« wandte sich Frau Klara an ihren Mann, »Du besorgst es mir sobald als möglich.«

»Gewiß, mein Schatz, Du sollst es haben,« antwortete Steinbeck, der mit gespannter Aufmerksamkeit den Ausführungen Karstens gefolgt war.

»Wer wohl der Verfasser sein mag?« meinte Frau von Karlsberg.

»Man vermutet, daß es derselbe ist, der im »Merkur« seit einem Jahr die feuilletonistischen Aufsätze schreibt; wer es aber ist, vermag ich nicht zu sagen, denn der Verleger hüllt sich in Schweigen.«

Die Unterhaltung bewegte sich an diesem Abend lediglich

um die durch das Werk angeregten Gebiete, sodaß Herr von Sturmfeder diesmal nicht zu seinem Rechte kam. Er hielt sich an dem vortrefflichen Champagner schadlos. — —

Zwei Tage später war Frau Klaras Geburtstag. Steineck hatte schon in aller Frühe den mit Geschenken reich besetzten Tisch für sie hergerichtet. Nun trat sie in das Zimmer.

Nach herzlicher Begrüßung führte er sie vor denselben.

»Nein, wie reizend!« Sie betrachtete jedes Stück mit eifrigem Interesse.

»Und was Du Dir Mühe gemacht hast! Nein, es ist wirklich zu viel!«

»Das Beste hast Du übersehen,« meinte er und wies auf ein einfach gebundenes Buch, dessen Rücken nur die vergoldete Inschrift trug: »In gärender Zeit.«

»Ach, das Buch!« rief sie erfreut, »wie lieb von Dir!«

Sie nahm es in die Hand und las den Titel.

»Schlags einmal auf!« mahnte er.

Sie thats. Da stand auf der ersten Seite, von seiner Hand geschrieben:

»Seiner lieben Frau gewidmet
vom Verfasser.«

Das Buch entfiel ihrer Hand.

»Ernst, Du?«

»Ja, ich!« entgegnete er lächelnd. »Nicht wahr, Du begreifst, daß ich mich etwas lange vorbereiten mußte?«

Sie faßte seine beiden Hände und sah mit vor freudigem Stolz leuchtenden Augen zu ihm empor. Er neigte sich zu ihr und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

E n d e.



Ein Blick in den gähnenden Abgrund

Hans Eisenträgers Novelle *Der Mann seiner Frau*
als Gesellschaftsdiagnose und Standortbestimmung

Schau, das ist mein Werk! Mit unmissverständlicher Zeigegeste weist ein Mann eine Frau auf ein Buch hin, das die Lösung seiner Probleme darstellt: Selbstfindung, gesellschaftliche Anerkennung, Eheglück. So illustriert die kolorierte Zeichnung, die auf dem Cover eines 1897 erschienenen Erzählbändchens zu sehen ist, die Schlusszene der titelgebenden Novelle: *Der Mann seiner Frau*.

Geschrieben hat sie der Kasseler Schriftsteller und Journalist Hans Eisenträger. Am 31.10.1861 geboren in der nordhessischen Haupt- und Residenzstadt, besuchte er dort Schule und Kunstakademie, arbeitete einige Jahre als Lehrer an der Kasseler Kunstgewerbeschule und sattelte dann um auf Journalismus. In Brümmers Dichterlexikon in der Auflage von 1913 werden Eisenträgers Redakteursstellen aufgelistet: *Sonntagsbote aus Kurhessen*, *Neue Westfälische Volks-Zeitung* in Bielefeld, 1888 *Deutsche Lehrerzeitung* in Berlin, 1891 *Braunschweiger Anzeigen*.¹ Die Aufzählung ergänzt ein Nachruf der *Deutschen Presse*: Mitarbeiter des *Volk*, nicht nur der *Deutschen Lehrerzeitung* sei Eisenträger in Berlin gewesen, habe dann 14 Jahre in Braunschweig als Chefredakteur gearbeitet.² Schließlich

1 Vgl. Franz Brümmer: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. 6. Aufl. Leipzig 1913, Bd. 2, S. 127.

2 Vgl. Deutsche Presse 23 (1933), S. 291.

sei der »langjährige stellvertretende Syndikus und Leiter der Pressestelle der Handwerkskammer zu Berlin wie des Amtsblattes der Handwerkskammer, der ›Handwerks-Zeitung‹ Kollege Hans Eisenträger« »kurz vor Vollendung des 72. Lebensjahres nach einem Schlaganfall gestorben«; »unter der älteren Generation der Berliner Journalisten« sei er »einer der bekanntesten und geachtetsten« gewesen. Er starb also kurz vor dem 31. Oktober 1933.

Literatur und Kunst waren wichtige Themen in Eisenträgers Leben und Schreiben. Er verfasste Ausstellungsberichte und literaturgeschichtliche Aufsätze, etwa im Jahr 1897 den Beitrag »Aus der dänischen Literatur« für die *Konservative Monatschrift für Politik, Literatur und Kunst*. Sein eigenes literarisches Werk ist schmal. Außer einigen Gedichten, die im *Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft* (1888, Bd. 1) oder im *Rheinisch-Westfälischen Dichterbuch* (1888) abgedruckt wurden, sind hier nur zwei Erzählbände zu nennen, die beide im Jahr 1897 erschienen: *Künstlerliebe. Elly. Plein air. Novellen und Skizzen* – und eben *Der Mann seiner Frau und andere Novellen*, der beim Mülheimer Verlag von Julius Bagel herauskam. Der Band, seinerzeit erhältlich für 30 Pfennige, enthält außer der 63-seitigen Titelnovelle zwei weitere. Beide, *Künstlerehe* und *Carrière*, knapp 30 und 14 Seiten lang, reichen nicht an die Vielschichtigkeit von *Der Mann seiner Frau* heran. Das verbindende Thema aller drei Erzählungen ist die Ehe. In *Künstlerehe* geht es um eine hochbegabte und überehrgeizige Malerin, die als verheiratete Frau Mann und Kind vernachlässigt. Als das Kind beinahe stirbt, führt das die Wandlung der Künstlerin zur braven Ehefrau und aufopfernden Mutter herbei, die sich nun bereitwillig hinter ihren minderbegabten Mann, ebenfalls Maler, stellt und ihm den Rücken stärkt. Während dieser Verlauf als ein (heute schwer erträgliches) Happy End inszeniert wird,

endet die dritte Novelle tragisch. Diesmal ist es der Mann, der falsch handelt – und dafür hart bestraft wird. Als rücksichtsloser Karrierist zwingt er seine Frau, die sich im dritten Wochenbett eigentlich dringend schonen müsste, zu gesellschaftlichen Verpflichtungen, woraufhin sie stirbt.

Die Eheszene auf dem Cover verrät nichts von der menschlichen Beziehungstragik, die in dem kleinen Erzählbändchen Hans Eisenträgers durchaus steckt. Das realistisch anmutende Tableau konzentriert sich auf das Happy End der ersten Novelle. Zu sehen ist ein elegant gekleidetes Ehepaar in großbürgerlichem Interieur. Er in edlem grauen Anzug, durch die Brille als Gelehrter gekennzeichnet, sie eine schöne, aufrechte Frau in einem wallenden gelben Kleid. Sie hält ein mit dem Daumen leicht geöffnetes Buch in der rechten Hand, der Arm ist herabgefallen. Ihr Gatte hält ihre andere Hand, beugt sich leicht zu ihr vor und deutet auf das Buch – sein Buch. Nicht ganz passend erscheint die recht teilnahmslose Miene der Frau, deren Blick an ihrem Mann vorbeigerichtet ist. Denn eigentlich, so erfahren wir es aus dem Text, wird ihr das Buch ja im nächsten Moment vor Überraschung entgleiten und sie wird, seine beiden Hände fassend, »mit vor freudigem Stolz leuchtenden Augen zu ihm empor« blicken.

Doch der Reihe nach: Die Geschichte, die Hans Eisenträger erzählt und die so gut endet, beginnt mit einer Mangelsituation, mitten im Reichtum. Zunächst ist dem Helden der Geschichte, einem studierten Juristen und reich verheirateten 30-jährigen Rentner, gar nicht recht bewusst, dass ihm etwas fehlt und was dies sein könnte. Ernst Steineck hatte sein Studienfach immer verabscheut und war froh gewesen, dem verhassten Beruf durch die Ehe mit einer wohlhabenden, durchaus geliebten Frau entkommen zu können. Nun führt er seit drei Jahren ein großbürgerliches Luxusleben. Die Erzählung

beginnt damit, dass Klara ihrem Gatten das »Allerneuste in Balltoiletten« vorführt, um sein Urteil über die kostbaren Kleider einzuholen. Ebenfalls »stilvoll und kostbar« sind Wohn- und Esszimmer eingerichtet. Ernst Steineck hat sich ganz auf das Leben der guten Gesellschaft eingelassen, seine Zeit mit Sommerfrische und Winterbällen verbracht: »Er hatte seinen Neigungen gelebt; das heißt, er hatte eigentlich nichts gethan.« Man hält ihn allgemein für glücklich, er selbst sich meistens auch – doch unter der Oberfläche beginnt es zu brodeln. Nicht nur, dass sein näheres Umfeld ihn als »Mann seiner Frau« mit einer gewissen Geringschätzung betrachtet, allen voran der preußisch-pflichtbewusste Schwiegervater. Auch bei Frau Klara wächst die Unzufriedenheit mit ihrem beschäftigungslosen Gatten, die sie ihm gegenüber vorsichtig, aber doch deutlich äußert.

Und es ist tatsächlich die Unzufriedenheit seiner Frau, die eine Veränderung Steinecks auslöst. Er beginnt, nach einem sinnvollen Lebensinhalt zu suchen, jenseits des belanglosen Einerleis aus Empfängen und Bällen. Schauplatz seiner Suchbewegung ist die Haupt- und Residenzstadt Berlin – aber eben nicht mehr nur das Tiergartenviertel, in dem die luxuriöse Villa der Steinecks steht. Da er auch als Student immer schon gern geschrieben hat, versucht er als Redakteur bei einer Zeitung unterzukommen. Doch weil er sein tägliches Brot gar nicht selbst verdienen muss, trifft er bei den tatsächlich hart arbeitenden Menschen auf wenig Verständnis: »Man nahm ihn für einen Dilettanten, der etwas suchte, um seine Zeit totzuschlagen, sonst nichts. Man traute ihm vielleicht Fähigkeiten, aber keinen Ernst, keine Ausdauer, keine Hingabe an die erwählte Arbeit zu.« Nach einigen gescheiterten Anläufen und wachsenden Selbstzweifeln gelingt Steineck durch Zufall tatsächlich der Einstieg in den Journalismus. Ein alter Schulfreund und

zugleich der neue Chefredakteur des *Merkur* wird zu seinem Förderer und Lehrer: »Schreiben kannst Du, bleibt noch übrig, sehen zu lernen.«

Und zu sehen gibt es viel im modernen Berlin. Seine vorherige Blindheit gewahr werdend, verlässt Steineck den Kokon der reichen Gesellschaft, in dem er jahrelang als »Mann seiner Frau« gelebt hat – und sieht nun ganz genau hin, um das pulzierende Leben der Metropole in all seinen Facetten zu porträtieren. Einmal aus dem Dornröschenschlaf erwacht, möchte er immer mehr erfahren, erleben und wissen. Er will die Welt kennenlernen, das Leben verstehen – und vor allem die politisch-gesellschaftlichen Untiefen seiner Zeit ausloten. Als frisch gebackener Journalist besucht er nicht nur Reichstags-sitzungen und Kunstaustellungen, sondern auch die Elendsviertel Berlins. Er lässt »sich in lange Unterhaltungen mit den Arbeiterkindern ein, die sich zerlumpt, hungernd und frierend auf der Straße herumtrieben«, und liest begleitend Marx, um »ein unabhängiges Urteil zu gewinnen«. Gegenstand seiner scharfen Beobachtungen ist außerdem das Leben der Reichen und Schönen, in das er eingeheiratet hat: Er hält der »guten Gesellschaft einen Spiegel vor, der nicht gerade ein schmeichelhaftes Bild zeigt«, weiß der Landrichter Kersten über Steinecks anonym erschienenen Werk zu berichten.

Dessen Titel *In gärender Zeit* zielt auf die zunehmende Politisierung der Arbeiter, die den jungen Journalisten Steineck – und offenbar auch den jungen Journalisten Eisenträger – tief beeindruckt. Seit den 1860er-Jahren hatte sich die Arbeiterbewegung in Deutschland systematisch organisiert, mit dem *Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein* und der *Sozialistischen Arbeiterpartei*, die sich später zusammaten und 1890 als SPD neu gründeten. Im gleichen Jahr wurden die Sozialistengesetze abgeschafft, die gegen die wachsende Bedeutung

der Arbeiterbewegung nicht aufrechtzuerhalten waren. Die Ergebnisse der Reichstagswahlen sind symptomatisch: In den 1870ern mit knapp über 3 % der Wählerstimmen gestartet, knackten die Sozialisten 1887 die 10 %-Grenze; ab da ging es stetig aufwärts. 1890 waren sie mit knapp 20 % schon die stärkste Partei (und blieben es durchgehend bis zum Aufstieg der NSDAP 1932). Als *Der Mann seiner Frau* 1897 erstmals erschien, hatten die Sozialisten beinahe ein Viertel der Sitze im Reichstag inne; die kaisertreuen, konservativen und liberalen Parteien hielten gemeinsam dagegen. 1904 erschien die Novelle in zweiter Auflage – ein Jahr nach der Reichstagswahl, bei der die SPD die 30%-Marke überschritten hatte.

Es war also tatsächlich eine »gärende Zeit«, und zwar nicht nur aus der Sicht eines gemäßigt Konservativen, als der sich Ernst Steineck erweist. Gemeinsam mit seinem Mentor besucht er eine Volksversammlung kurz vor der Reichstagswahl, bei der der Kandidat der Arbeiterpartei den Saal in Wallung bringt und schließlich zum Gesellschaftsumsturz aufruft. Die Polizei hebt die Versammlung auf. In Eisenträgers Novelle wird die Arbeiterschaft als ein tierhaftes, »vieltausendköpfiges« Riesenungeheuer dämonisiert, dessen Lärm »wie ein einziger Schrei« die Luft durchzittert – ein Ungeheuer, das Vernichtung bringt: »Zum erstenmal hatte er einen Blick in den gähnenden Abgrund gethan, der der modernen Gesellschaft den Untergang zu bereiten drohte. Der ganze furchtbare Ernst dieser Bewegung kam ihm in diesem Augenblick zum Bewußtsein.« Steineck nimmt die Arbeiter als »irregeleitet von einer verlockenden, aber falschen Idee, einem Trugbild nachjagend« wahr, eine kollektive Bewegung, die »die Welt in ihren Fugen erbeben« lässt. Heute wissen wir, dass es eine ganz andere »falsche Idee« war, die die Moderne an den Abgrund geführt hat – und dass vielmehr der junge Journalist »einem Trugbild nach-

jagt«, wenn er den apokalyptischen Reiter von links kommend vermutet.

Eisenträger warnt vor der unberechenbaren und gesellschaftsgefährdenden Macht der proletarischen Bewegung am Ende des 19. Jahrhunderts. Unterschwellige Angst ist im Text deutlich spürbar, und doch schlägt wertkonservatives Denken an keiner Stelle in reaktionäres Rechtsaußen-Denken um. Mit den literarischen Tendenzen, die um 1900 einer völkisch-nationalistischen und antisemitischen Ideologie den Weg bereiten, hat die vorliegende Novelle nichts zu tun. Argumentiert wird von einer konservativen Mitte aus, die beweglich und aufmerksam bleibt und selbstkritische Reflexion integriert. Der Protagonist Ernst Steineck erforscht die »innersten Ursachen« der Arbeiterbewegung; »er lernte aber auch einsehen, daß die Gesellschaft an diesen Dingen ihr gutes Teil Mitschuld trug durch ihre Gleichgültigkeit und den das öffentliche Leben beherrschenden Egoismus«.

Der Text enthält also eine kritische Reflexion der gesellschaftlichen (Dis)Balance im Kaiserreich. Enthält er außerdem eine kritische Reflexion der zeitgenössischen Geschlechterrollenverteilung? Immerhin ist das ausgehende 19. Jahrhundert auch eine »gärende Zeit«, was die Emanzipation der Frau angeht. Parallel zur Arbeiterbewegung entstand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die erste deutsche Frauenbewegung, angestoßen vom 1865 gegründeten *Allgemeinen Deutschen Frauenverein*. Viele bürgerliche Frauenvereine entstanden, die für weibliche Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten, später auch für das Frauenwahlrecht kämpften und sich 1894 im *Bund Deutscher Frauenvereine* zusammaten. Trotzdem überwog weiterhin ein traditionelles Geschlechtermodell, das die primäre gesellschaftliche Funktion der Frau in ihrer Mutterschaft sah. Neben jener bürgerlichen Frauenbewegung entstand eine pro-

letarische, eingebettet in die sozialistische Arbeiterbewegung, die für Bildung und Wahlrecht, aber auch für bessere Lohn- und Arbeitsschutzbedingungen von Frauen kämpften. Sekundiert wurden die Vereine durch die ersten Berufsverbände für Frauen und Frauengruppen in politischen Parteien.

Wie positioniert sich *Der Mann seiner Frau* zum Thema Geschlechterrollen? Werden, wie der Titel es suggeriert, Rollenmodelle in Frage gestellt? Auf den ersten Blick mutet das Setting tatsächlich wie eine verkehrte Welt an: Vorgeführt wird die Emanzipationsgeschichte eines nicht berufstätigen ›Hausmannes‹, der sich aus eigener Initiative heraus einen Job sucht und durch die Arbeit ein neues Selbstbewusstsein erlangt. Auf den zweiten Blick wird allerdings klar, dass von einer Umkehrung der traditionellen Geschlechterrollen keine Rede sein kann. Denn Steinecks Frau ist und bleibt ohnehin zu Hause; ihre Rolle als nicht berufstätige, nur der Gesellschaft lebende Dame des Hauses wird nie in Frage gestellt. Klara kommt gar nicht erst auf den Gedanken, über ihren engen Horizont hinausgelangen und gar arbeiten gehen zu wollen: »Dein kleines Frauchen wird Dir mit ihrem beschränkten Interessenkreis eines Tages langweilig werden«, gibt sie ihrem Gatten zu bedenken, der sie wiederum sein ›Kind‹ nennt. Die zeitgenössischen Emanzipationsbestrebungen, die weibliche Bildung und Berufstätigkeit erkämpfen wollten, sind in Eisenträgers Text vollkommen absent. Während es den politisch engagierten Frauen der Jahrhundertwende darum ging, Unabhängigkeit durch Bildung und Berufstätigkeit zu erreichen, bleibt die Protagonistin der vorliegenden Novelle ganz in gesellschaftlichen Konventionen verhaftet. Ernst Steineck bringt seiner Gattin von jedem Ausgang »ein süß duftendes Veilchensträußchen mit«; er ist ihr gegenüber fürsorglich, zuvorkommend und liebenswürdig – vor allem aber ist er der Herr im Haus. Auch

wenn er vor der Heirat derjenige ohne Geld und Einfluss war und sie die mit: Er ist es, der in der Ehe der Steinecks Wohnort und Lebensweise bestimmt, der entscheidet, ob sie mit seinem Schwiegervater brechen oder nicht, worüber gesprochen und worüber geschwiegen wird – zum Beispiel über seine Berufsfindungskrise. In der Tat reden die Eheleute deshalb monatelang gar nicht miteinander, was Klara stillschweigend akzeptiert. Ohne Groll, voller Stolz und Rührung empfängt sie dann sein Buchgeschenk mit handschriftlicher Widmung: »Seiner lieben Frau gewidmet vom Verfasser.«

Es handelt sich also keineswegs um eine geschlechterpolitische Emanzipationsgeschichte, wie der Titel *Der Mann seiner Frau* suggeriert. Der Protagonist vollzieht stattdessen eine ganz andere Art der Emanzipation: Vorgeführt wird die Wandlung eines großbürgerlichen, ignorant-elitären Müßiggängers hin zum arbeitenden Bürger und damit zugleich zu einem mitredenden, mitdenkenden und mitwirkenden Mitglied der Gesellschaft. Jahrelang hat sich Steineck nicht für die Welt jenseits seiner Luxusvilla interessiert; nun schaut er fassungslos und beschämt auf seine frühere Teilnahmslosigkeit zurück: »Und das alles war da, und er war Jahre lang daran vorbeigegangen, als ginge es ihn nicht im mindesten an! Was für ein Leben hatte er geführt, ein Leben des behaglichen Genusses, zufrieden mit sich selber und mit den Verhältnissen. [...] Hier wurde ein Kampf ausgefochten, in dem es sich um die höchsten Güter der Menschheit handelte, ein gewaltiges Ringen, an dessen Ausgang jeder einzelne in gleichem Maße interessiert schien. Und er hatte abseits gestanden und sich lediglich dem Genuß des nach seiner Meinung gesicherten Besitzes hingeeben, statt die Hand an den Pflug zu legen und sich einzureihen in die Reihen der Streitenden.« Am Ende hat der Held der Geschichte zwar kein nennenswertes ökonomisches Kapital, stattdessen

aber ein viel höher zu veranschlagendes, symbolisches Kapital erworben: öffentliche und private Anerkennung.

Hans Eisenträger schrieb seine Novelle in einer literarisch aufregenden, sehr dichten, geradezu explosiven Zeit. Die 1890er-Jahre waren bestimmt vom Naturalismus und seinen Gegenströmungen Impressionismus, Symbolismus, *Fin de siècle*, Dekadenz. Das Schreiben des Kasseler Schriftstellers blieb davon unberührt. Aus Überzeugung: Er war ein Realist, als der Realismus schon entschieden aus der Mode war. Und er war ein Realistenfreund: Er war ein Jugendgefährte Wilhelm Specks (1861–1925) in Kassel, später, in Braunschweig, der Freund Wilhelm Raabes (1831–1910), »um dessen Bekanntwerden Eisenträger sowohl als Journalist wie als Vortragsredner die größten Verdienste hatte«.³ In Raabes historischer Erzählung *Hastenbeck* (1898) über den Siebenjährigen Krieg setzt er dem Freund ein augenzwinkerndes Denkmal, indem er ihn in das Jahr 1758 zurückversetzt: Ein Kunstgewerbe treibender Landschaftsmaler, angestellt bei einer fürstlichen Porzellanmanufaktur, heißt »Hans Eisenträger aus Cassel«.

Die programmatischen Worte des Landrichters Kersten in der vorliegenden Novelle, mit denen er Steinecks Buch lobt, lassen sich gut auf Eisenträgers eigene Poetik übertragen: Anders als beim Naturalismus, der nur den Schmutz, das Hässliche und die materiellen Bedürfnisse armer Menschen darstelle, gehe es in dem Band *In gärender Zeit* um die Schilderung der »Menschen, wie sie wirklich sind, wie sie fühlen und empfinden, wie sie kämpfen und ringen mit der Not und Sorge, aber auch, wie sie im Kampfe ums Dasein sich die, wenn auch oft dunkle, Sehnsucht nach etwas Besserem bewahren, die nun

3 Deutsche Presse 23 (1933), S. 291.

einmal tief innen in jeder Menschenbrust zu Hause ist.« Das poetische Ziel, das hier für Steineck formuliert wird, gilt auch für Eisenträger: »unter den Schlacken die verborgenen Goldkörner aufzuspüren«.

* * *

Der Edition zugrunde gelegt wurde der Zweitdruck: *Der Mann seiner Frau u. andere Novellen von Hans Eisenträger. Mülheim a. d. Ruhr: Druck und Verlag von Julius Bagel [1904]*. Es handelt sich um ein 112-seitiges Oktavbändchen aus der Berliner Staatsbibliothek, das einzige Exemplar der zweiten Auflage von 1904, das in digitalen Bibliothekskatalogen nachweisbar ist. Die erste Auflage von 1897 ist noch in drei Exemplaren nachweisbar.

Die ursprüngliche Orthographie wurde beibehalten, lediglich wenige offensichtliche Druckfehler wurden stillschweigend korrigiert.



Edition Wehrhahn

- Theodor Hildebrand: Der Vampyr, oder: Die Todtenbraut. Ein Roman nach neugriechischen Volkssagen [1828]. (Band 1)
- Johann Joachim Eschenburg: Über William Hogarth und seine Erklärer [1784–1804]. (Band 2)
- Zacharias Taurinius: Lebensgeschichte und Beschreibung der Reisen durch Asien, Afrika und Amerika [1799–1801]. (Band 3)
- Johann Hermann Detmold: Randzeichnungen. Vom Advokaten Detmold in Hannover [1843]. (Band 4)
- Émile Zola: Der Experimentalroman. Eine Studie [1880]. (Band 5)
- Edward Gibbon: Versuch über das Studium der Litteratur [1761]. (Band 6)
- Anonym: Der Augarten bey Wien. Eine erotische Erzählung [1795]. (Band 7)
- Alfred Lemm: Mord. Erzählungen und Versuche [1918]. (Band 8)
- Christian August Vulpius: Fernando und Kaliste. Ein spanischer Roman [1792]. (Band 9)
- Christian Cay Lorenz Hirschfeld: Von der Gastfreundschaft. Eine Apologie für die Menschheit [1777]. (Band 10)
- Paul Nikolaus Cossmann: Aphorismen [1898]. (Band 11)
- Johann Joachim Eschenburg: Kleine Geschichte des Romans von der Antike bis zur Aufklärung. (Band 12)
- August Klingemann: Romano. Roman in zwei Teilen [1800/01]. (Band 13)
- Pedro Calderón de la Barca: Die große Zenobia. Übersetzt von J. D. Gries [1625]. (Band 14)
- Christian Ludwig Willebrand: Geschichte eines Hottentotten, von ihm selbst erzählt [1773]. (Band 15)
- Abraham Gotthelf Kästner: Lehrgedichte. (Band 16)

- Karl Ludwig von Knebel: Gedichte. (Band 17)
- Georg von der Gabelentz: Das Rätsel Choriander [1929]. (Band 18)
- Alexander von Ungern-Sternberg: Physiologie der Gesellschaft. In Briefen eines Vaters an seinen Sohn. Ein Beitrag zu Knigge's Umgang mit Menschen [1844]. (Band 19)
- Johann Jakob Engel: Der Philosoph für die Welt [1775, 1777, 1800] (Band 20)
- Justus Friedrich Wilhelm Zachariae: Murner in der Hölle. Ein scherzhaftes Heldengedicht [1757] (Band 21)
- Friederike Henkel: Die Herrin von Ibichstein. Roman [1879] (Band 22)
- Christian Friedrich Daniel Schubart: Zur Geschichte des menschlichen Herzens. Alle fünf Fassungen (1767–1790) (Band 23)
- Pedro Calderón de la Barca: Das Leben ein Traum [1634]. Übersetzt von J. D. Gries (Band 24)
- Oliver Goldsmith: Der Dorfprediger von Wakefield. Eine Geschichte, die er selbst geschrieben haben soll [1766] Von neuem verdeutsch [von Johann Joachim Christoph Bode] (Band 25)